

Robert Niemann

**Wissenschaftssprache praxistheoretisch**

# Lingua Academica

Beiträge zur Erforschung historischer Gelehrten-  
und Wissenschaftssprachen



Herausgegeben von  
Wolf Peter Klein, Michael Prinz und Jürgen Schiewe

Wissenschaftlicher Beirat

Ulrich Ammon (Duisburg-Essen), Marian Füssel (Göttingen), Daniel Fulda (Halle),  
Michael D. Gordin (Princeton), Mechthild Habermann (Erlangen),  
Marion Gindhart (Mainz), Thomas Gloning (Gießen), Angelika Linke (Zürich/  
Linköping), Leo Kretzenbacher (Melbourne), Uwe Pörksen (Freiburg),  
Ulrich Johannes Schneider (Leipzig), Dirk Werle (Heidelberg)

## Band 3

Robert Niemann

# **Wissenschaftssprache praxistheoretisch**

---

Handlungstheoretische Überlegungen  
zu wissenschaftlicher Textproduktion

**DE GRUYTER**

ISBN 978-3-11-055091-7  
e-ISBN (PDF) 978-3-11-055293-5  
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-055112-9

**Library of Congress Control Number: 2018936207**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
☺ Gedruckt auf säurefreiem Papier  
Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)



Für Lisbeth und Sarah,  
die zwei Ausrufezeichen in einer fragenden Welt!



*Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und für den Standort stimmt, da es sich erzeugt. Man rechnet nicht mit der Hoffnung, daß man übermorgen, wenn man das Gegenteil denkt, klüger sei. Man ist, was man ist. Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heißt: sich selber lesen. Was selten ein reines Vergnügen ist; man erschrickt auf Schritt und Tritt, man hält sich für einen fröhlichen Gesellen, und wenn man sich zufällig in einer Fensterscheibe sieht, erkennt man, daß man ein Griesgram ist. Und ein Moralist, wenn man sich liest. Es läßt sich nichts machen dagegen. Wir können nur, indem wir den Zickzack unsrer jeweiligen Gedanken bezeugen und sichtbar machen, unser Wesen kennenlernen, seine Wirrnis oder seine heimliche Einheit, sein Unentrinnbares, seine Wahrheit, die wir unmittelbar nicht aussagen können, nicht von einem einzelnen Augenblick aus.*

(Max Frisch, Die Tagebücher)



# Danksagung

Schreiben ist immer mit anderen! Wenngleich man als Schreibender physisch alleine an seinem Schreibtisch sitzen mag, räumlich isoliert, nicht selten frustriert, gelegentlich euphorisiert, ist doch das Schreiben keine Robinsonade. Und dies schon gar nicht in der Wissenschaft. Denn dort schreibt man ja bekanntlich in erster Linie mit anderen Texten, mit fremden Positionen, zu denen man sich verhält, irgendwie. Ständig geht es darum, die eigenen Gedanken, zu den Gedanken anderer in Beziehung zu bringen, abgrenzend oder aufbauend. Und auch noch in weiterer Hinsicht wird der isoliert Schreibende von anderen begleitet: Denn da ist z. B. noch der ewige Kritiker, der einem – zwar unsichtbar, aber präsent – permanent über die Schulter schaut und nicht spart mit Kommentaren, Einwänden und Urteilen. Dieser penible Kritiker, der einem nur selten einmal den Gefallen tut, sich zurückzuhalten, still zu sein, setzt sich zusammen aus einer bunten Mischung der vielen Gespräche und Diskussionen, die man während eines langwierigen Schreibprozesses führt, aus den Büchern, die man liest, oder den Vorträgen, die man hört. Dieser Kritiker schreibt also mit. Genauso wie ein persönliches Umfeld aus Mitmenschen, das einen immer begleitet, sogar dann, wenn man einmal gerade nicht schreibt. Ohne dieses Umfeld, das Orientierung und Stütze liefert, wäre wohl schon so mancher Schreibprozess vorzeitig beendet worden, da dem Schreibenden etwa die Besinnung auf das Wesentliche, gerade in schweren Zeiten, aber auch der Mut zur Überwindung von Widerständen und Zweifeln gefehlt hätte. Dieses Umfeld hat sinnbildlich immer mindestens eine Hand auf der Tastatur liegen.

Das Schreiben ist also immer mit anderen, und ein Schreibprodukt ist demnach nicht denkbar als das Ergebnis eines Einzelnen. Dies gilt selbstverständlich auch für die vorliegende Arbeit, weshalb ich mich bei den vielen – direkt und indirekt – Beteiligten bedanken möchte, die auf ihre jeweils eigene Weise „mitgeschrieben“ haben.

Zuallererst möchte ich Mathilde Hennig meine tiefe Dankbarkeit aussprechen. Sie hat mich in ihrer unnachahmlich klarsichtigen und offenen Art stets unterstützt und ermuntert und hat mir die Möglichkeit gegeben, mich in einer herausfordernden, fördernden und immer auch vertrauensvollen Atmosphäre zu entwickeln. Ohne sie wäre diese Arbeit niemals entstanden. Außerdem möchte ich Helmuth Feilke herzlich danken, der sich stets bereit erklärt hat, mich mit anregenden und sehr hilfreichen Kommentaren zu unterstützen. Bei Andreas Gardt möchte ich mich herzlich für guten Rat und die Bereitschaft, das Zweitgutachten zu übernehmen, bedanken.

Während der Arbeit an einer Dissertation durchläuft man neben schönen für gewöhnlich auch schwierige Phasen, in denen man geneigt ist, alles in Frage zu stellen – so zumindest hier. Sebastian Lübcke war immer da, mit klugem Rat, mit kritischen Gesprächen und schließlich mit gemeinsamen, wohltuenden Reflexionen auf die wirklich wichtigen und richtigen Dinge – ich kann ihm gar nicht genug danken!

Danken möchte ich außerdem: Lothar Schneider, für unsagbar viel Inspiration. Dániel Czicza, für eine immer schöne Zeit (nicht nur im Dönerdreieck!). Benjamin Prior, für freundschaftliche Unterstützung und Anteilnahme. Und schließlich meiner Mutter, für ihr uneingeschränktes Vertrauen und ihren Zuspurch.

Abschließend danke ich ganz besonders meiner Frau Sarah, ohne die nichts wäre, wie es ist! Kein Wort, keine Zeile, kein Gedanke dieses Buchs wären ohne sie entstanden. Sie ist die feste Grundlage für alles!

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um die überarbeitete Fassung meiner 2016 an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereichten und verteidigten Dissertation. Den Reihenherausgebern, Michael Prinz, Wolf Peter Klein und Jürgen Schiewe, danke ich vielmals für die freundliche Aufnahme in der Reihe *lingua academica*. Den anonymen Gutachtern aus dem Peer-Review danke ich für einige hilfreiche Kommentare.

Hannover, im Frühjahr 2018  
Robert Niemann

# Inhalt

## **1 Einleitung — 1**

- 1.1 Problematisierung und Kernargumentation — 1
- 1.2 Verortung und Hintergründe der Arbeit — 28
- 1.3 Methodisches Vorgehen — 32
- 1.4 Aufbau der Arbeit — 35

## **A – Zur Erklärung von Wissenschaftssprache — 37**

### **2 Wissenschaftliche Autorschaft — 39**

- 2.1 Wissenschaftliche Autorschaft – ‚Ich-Verbot‘ und ‚Durchsichtigkeit‘ — 40
- 2.2 ‚Hedging‘ — 46

### **3 Reflexionen über Wissenschaft — 53**

- 3.1 Historizität und Sozialität in der Wissenschaftsreflexion — 53
  - 3.1.1 Ludwik Fleck — 54
  - 3.1.2 Thomas S. Kuhn — 57
  - 3.1.3 Wissenschaftssoziologische Einsichten — 60
- 3.2 Die Kategorie der Objektivität und ihre Geschichte — 61
  - 3.2.1 Naturwahrheit — 64
  - 3.2.2 Objektivität — 65
  - 3.2.3 Geschultes Urteil — 68

### **4 Konzeptionelle Ausrichtungen in der deutschen Sprachwissenschaft — 71**

- 4.1 Die deutsche Sprachwissenschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts — 72
  - 4.1.1 Die Junggrammatiker — 72
  - 4.1.2 Der (objektive) Sprachgebrauch der Junggrammatiker? — 75
  - 4.1.3 Distanzierung von den Junggrammatikern — 78
- 4.2 Die deutsche Sprachwissenschaft in den 1970er Jahren — 80
  - 4.2.1 Generative Grammatik — 80
  - 4.2.2 ‚Kommunikativ-pragmatische Wende‘ — 83

### **5 Empirie: Zum unbestimmten Sprachgebrauch in der Wissenschaft — 85**

- 5.1 Unbestimmtheit — 85

- 5.2 Quantitative Untersuchung — **108**
- 5.2.1 Methodische Überlegungen — **108**
- 5.2.2 Vorüberlegungen und mögliche Hypothesen — **116**
- 5.2.3 Ergebnisse — **122**
- 5.2.3.1 Beleghäufigkeiten — **122**
- 5.2.3.2 Qualität der Unbestimmtheit — **126**
- 5.2.4 Ergebnisdiskussion — **141**
- 5.3 Qualitative Untersuchung — **146**
- 5.3.1 Methodische Überlegungen — **146**
- 5.3.2 Zeitraum 1900 – Junggrammatiker und Mundartforschung — **150**
- 5.3.2.1 Mundartforschung — **150**
- 5.3.2.2 Junggrammatiker — **174**
- 5.3.2.3 Rekapitulation Zeitraum 1900 — **200**
- 5.3.3 Zeitraum 1970 – Pragmatik und Generative Linguistik — **210**
- 5.3.3.1 Pragmatik — **210**
- 5.3.3.2 Generative Grammatik — **228**
- 5.3.3.3 Rekapitulation Zeitraum 1970 — **252**

**B – Zwischenfazit — 259**

**C – Wissenschaftliche Textproduktion – Spezifizierung des Explanans — 273**

- 6 Wissenschaftskulturen – Handeln in Praktiken — 277**
- 6.1 Das Dreigespann Kultur-Subjekt-Praxis aus Sicht der Praxistheorie — **277**
- 6.1.1 Wissenschaften als *Wissenschaftskulturen* — **277**
- 6.1.2 Praxis und Handeln — **284**
- 6.1.2.1 Der Ort der Praxistheorie innerhalb der Sozial- und Kulturtheorien — **285**
- 6.1.2.2 Ein praxistheoretisches Handlungsverständnis — **293**
- 6.1.3 Subjekt — **299**
- 6.1.3.1 Vor-praktische Subjektverständnisse — **301**
- 6.1.3.2 Habitus — **303**
- 6.1.3.3 Subjekt als Bündel von Dispositionen — **310**
- 6.2 Das Praktikenkonzept in der Sprachwissenschaft — **317**
- 6.2.1 Kommunikative Gattungen und Praktiken — **317**
- 6.2.2 Gemeinsamkeiten und Unterschiede — **326**

<b>7</b>	<b>Der Handlungsbegriff in der Textproduktionsforschung — 339</b>
7.1	Textproduktion und Handeln – Antos — <b>341</b>
7.2	Textproduktion und Handeln – Wrobel (und Rehbein) — <b>344</b>
7.3	Kultur- und Domänenspezifik — <b>357</b>
<b>8</b>	<b>Textproduktion – Eine kulturtheoretische Perspektive — 361</b>
8.1	Textproduktion und praxistheoretischer Handlungsbegriff — <b>362</b>
8.2	Spezifizierung des praxistheoretischen Textproduktionsbegriffs — <b>370</b>
8.2.1	Wiederholung – Judith Butler in Sprach- und Praxistheorie — <b>371</b>
8.2.2	Performativität, Text und Formulieren — <b>376</b>
8.3	Körperliches Sprachhandeln — <b>395</b>
8.3.1	Cartesianische vs. anti-cartesianische Linguistik — <b>396</b>
8.3.2	Die Geist-Körper-Dichotomie bei Searle — <b>403</b>
8.3.3	Körper und Sprachhandeln — <b>408</b>
8.3.3.1	Cartesianismus und soziologische Handlungstheorie — <b>409</b>
8.3.3.2	Körper und Sprache in der (jüngeren) Sprachtheorie und -philosophie — <b>416</b>
8.3.3.3	Körper und Kultur — <b>426</b>
8.4	Formulieren und Übergänge — <b>431</b>
8.5	Subjekt und Autor in (historischen) Wissenschaftskulturen — <b>438</b>
<b>9</b>	<b>Fazit — 445</b>
	<b>Literaturverzeichnis — 463</b>
	<b>Index — 487</b>



# 1 Einleitung

## 1.1 Problematisierung und Kernargumentation

Die Beschäftigung mit Wissenschaftssprache erfolgt in der vorliegenden Arbeit vor dem Hintergrund der jüngeren Kulturtheorien, wobei der Schwerpunkt auf der Praxistheorie liegt (vgl. Reckwitz 2003; 2012b). Wissenschaftlicher Sprachgebrauch wird demnach im Rahmen einer Neuausrichtung im Feld der Sozial- und Kulturtheorien betrachtet, die gerne auch – ein wenig schillernd – als *practice turn* bezeichnet wird (vgl. Schatzki, Knorr Cetina & Savigny 2001; Reckwitz 2003: 282).<sup>1</sup> Im Zentrum dieser Neuausrichtung steht die Kategorie der Handlung: Praxistheorie im hier herauszuarbeitenden Sinne darf im Kern als Handlungstheorie verstanden werden, die sich vor allem durch die kritische Abgrenzung von bisherigen, etablierten Handlungsverständnissen in besagtem Feld auszeichnet. Dieser Handlungsbegriff steht im theoretischen Zentrum der vorliegenden Arbeit und dient als Ausgangspunkt für die Erörterung eines Verständnisses von wissenschaftlicher Textproduktion.

Warum diese praxistheoretische Perspektive? Warum wissenschaftliche Textproduktion? Notwendigkeit und Legitimationsgründe der theoretischen Ausrichtung werden in der folgenden Einleitung kurz skizziert, aus der sich hoffentlich auch die Kernargumentation der vorliegenden Arbeit erschließen lässt. In diesem Zusammenhang werden außerdem bereits die Verständnisse von Wissenschaftssprache, Handlung im praxistheoretischen Sinne sowie weiteren grundlegenden Kategorien deutlicher akzentuiert.

Den Ausgangspunkt der Überlegungen bilden *Erklärungsansätze* im Bereich von Wissenschaftssprache. Der fachliche bzw. wissenschaftliche Sprachgebrauch ist in gewisser Hinsicht speziell, d. h. er zeichnet sich durch einen *typischen* Merkmalreichtum hinsichtlich sprachlicher Phänomene aus. Mathilde Hennig und Dániel Czicza (2011) machen dies – in Anlehnung an Kalverkämper (1990) – mit Blick auf grammatische Phänomene wie bspw. Passivgebrauch, komplexe Attribution oder Junktion deutlich (vgl. Czicza & Hennig 2011). In wissenschaftlichen Texten werden solche sprachlichen Mittel demnach besonders häufig und in großer Dichte verwendet. In der vorliegenden Arbeit geht es darum, eine Erklärung dafür zu erörtern, dass bestimmte für die Wissenschaft typische sprachliche Mittel derart „expansiv“ (Czicza & Hennig 2011: 54) gebraucht werden. Es soll also die Frage problematisiert werden, wie das Zustan-

---

<sup>1</sup> Darüber hinaus spielen auch Überlegungen aus dem sog. *performative turn* eine nicht unerhebliche Rolle (s.u.). Performativitäts- und Praxistheorie zeichnen sich durch eine enge Theorieverwandtschaft aus (vgl. Volbers 2011: 150).

dekommen von typischen und überindividuell gleichförmigen Ergebnissen des fachlichen bzw. wissenschaftlichen Sprachgebrauchs erklärt werden kann und welche Perspektiven und Instrumente hierfür notwendig erscheinen. Wie lässt sich also der typische Sprachgebrauch in der Wissenschaft erklären? Wie ist der spezifische und typische wissenschaftssprachliche Merkmalreichtum zu erklären, der einen überhaupt erst von einem eingrenzbaeren Bereich wie Wissenschaftssprache sprechen lässt?

Um dem nachzugehen werden in der vorliegenden Arbeit 1) zunächst einmal z. T. etablierte und anerkannte Erklärungsansätze für typischen wissenschaftlichen Sprachgebrauch herausgearbeitet. 2) Anschließend werden diese Erklärungsansätze mit empirischen Daten zum historischen wissenschaftlichen Sprachgebrauch abgeglichen. Es wird dabei überprüft, inwiefern die herausgearbeiteten Erklärungsansätze auch greifen bzw. inwieweit sie Erklärungskraft besitzen. Bei diesem Abgleich wird sich herausstellen, dass die Erklärungsansätze vor dem Hintergrund neuer empirischer Daten an Erklärungskraft einbüßen, weshalb also eine Ergänzung vorgenommen werden muss. 3) Bei dieser Ergänzung wird der Fokus auf die wissenschaftliche Textproduktion gelegt. Es wird grundlagentheoretisch mit Blick auf die Handlungskategorie ein entsprechender Begriff von wissenschaftlicher Textproduktion erarbeitet. Es geht in diesem Rahmen grundsätzlich darum, Notwendigkeiten und Möglichkeiten für ein einerseits stärker systematisches und andererseits mehrdimensionales Erklärungsmodell zu erörtern. Was hinter den Punkten 1–3 im Einzelnen steckt, soll im Folgenden kurz aufgezeigt werden:

### **Wissenschaftssprache: Erklärungsansätze**

1) Zunächst einmal: Warum erscheint der Gegenstand Wissenschaftssprache für einen derartigen Zugang gut geeignet? Der Bereich der Wissenschaftssprachforschung darf, wie weiter unten noch ausführlicher gezeigt wird, als sehr gut etabliertes und breit bearbeitetes Forschungsfeld angesehen werden. Es ist im Grunde bezüglich aller relevanten linguistischen Facetten beleuchtet worden, also etwa hinsichtlich system- und pragmalinguistischer oder didaktischer Gesichtspunkte. Darüber hinaus besitzt es aufgrund seiner thematischen Ausrichtung, gerade in einer sich selbst als Wissensgesellschaft verstehenden Gesellschaft, immer auch eine gewisse Relevanz und Strahlkraft über die eigenen engen disziplinären Grenzen hinaus. Zudem gilt, dass nicht nur Wissenschaftssprache, sondern auch Wissenschaft selbst ein prominenter Gegenstand der theoretischen Auseinandersetzung ist, etwa in wissenschafts- oder erkenntnis-

gerade auch die außersprachlichen Faktoren also theoretisch und empirisch gut erforscht. Kurzum: Für den gruppenspezifischen Sprachgebrauch<sup>2</sup> in der Wissenschaft liegt ein breit aufgestelltes Forschungsfeld mit einer großen Palette an Beschreibungen und Erklärungen vor. Aus diesem Grund eignet es sich sehr gut als Rahmen für eine Auseinandersetzung im oben angedeuteten Sinne.

Wissenschaftssprache kann dabei aber natürlich nicht in der ganzen Breite des Beschreibungs- und Erklärungsspektrums berücksichtigt werden. Vielmehr soll in der vorliegenden Arbeit ein sehr bekannter und dementsprechend häufig thematisierter Gegenstand, und zwar die Frage nach der Präsenz der Autorinstanz im Text, fokussiert werden. Wie kann also die für die Wissenschaft typische Art und Weise der Verwendung sprachlicher Phänomene erklärt werden, die die explizite oder implizite Präsenz der Autorinstanz im Text betreffen? Aus diesem Fokus ergibt sich gewissermaßen auch der Gegenstand der empirischen Untersuchung: Mit Unbestimmtheitsmitteln liegen sprachliche Phänomene vor, die die Präsenz einer Autorinstanz auf indirekte Weise markieren können (ausführlich siehe unter 2); sie sind allerdings kein Gegenstand, der in der Wissenschaftssprachforschung typischerweise thematisiert wird. Gerade dies macht sie als Analysegegenstand für die empirische Untersuchung besonders interessant.

Im Folgenden soll zunächst einmal kurz nur eine einzige, einschlägige Auseinandersetzung mit der Thematik der Autorpräsenz im Text innerhalb der Wissenschaftssprachforschung vorgestellt werden. Es geht mir hier erst einmal nur darum, die diesen Zugängen zugrunde liegenden Erklärungsansätze zu skizzieren, kritisch einzuordnen sowie Perspektiven im Umgang mit ihnen in Hinblick auf ein zu spezifizierendes Explanans aufzuzeigen. In der Einleitung soll dies lediglich skizzenhaft und exemplarisch geschehen, um überhaupt erst einmal deutlich zu machen, worum es in der vorliegenden Arbeit konkret geht. Im wei-

---

<sup>2</sup> In der vorliegenden Arbeit wird gelegentlich die Bezeichnung ‚gruppenspezifischer Sprachgebrauch‘ verwendet, wenn es um den typischen Sprachgebrauch in der Wissenschaft geht. Damit wird ganz elementar der Anschluss an die fachsprachliche Tradition zum Ausdruck gebracht, wonach bei der Beschäftigung mit Fachsprachen in der Regel ein Bezug auf außersprachliche Faktoren (wie Milieus, Teilnehmerkonstellationen oder eben Fächer) hergestellt wird (vgl. bspw. Hoffmann 1987; Becker & Hundt 1998: 124; Roelcke 2010: 24; auch Czicza & Hennig 2011: 39). Mit dieser Bezeichnung der Gruppenspezifität soll noch stärker akzentuiert werden, dass es bei der anzustrebenden Erklärung darum gehen soll, das *überindividuell gleichförmige Sprachverhalten von Individuen innerhalb von spezifischen Gruppen* zu erklären. Mit der Bezeichnung wird der Fokus also weniger auf das Fach als vielmehr stärker *auf die Sprache verwendende Individuum innerhalb einer spezifischen Gruppe* gelegt. Die überindividuelle Gleichförmigkeit der individuellen Handlungsergebnisse erhält somit einen stärkeren Akzent.

deutlich zu machen, worum es in der vorliegenden Arbeit konkret geht. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird dies dann natürlich ausführlicher behandelt, u. a. indem noch weitere Zugänge (z. B. Hedging) vorgestellt und ihre Erklärungsansätze herausgearbeitet werden.

### **Wissenschaftliche Autorschaftskonzepte**

Kommen wir also exemplarisch zu einem Zugang, bei dem die Präsenz der wissenschaftlichen Autorinstanz im Text zentral im Fokus steht. Es handelt sich dabei um wissenschaftliche Autorschaftskonzepte, die eine sehr prominente Rolle in der Wissenschaftssprachforschung einnehmen.

Es scheint zu den Selbstverständlichkeiten der deutschen Wissenschaftssprachforschung zu gehören, dass der wissenschaftliche Sprachgebrauch mit einem Verzicht auf sprachliche Markierungen der autorseitigen Situationseinbindung assoziiert wird. Durch diesen Verzicht auf die Markierung der Autorinstanz werden die behandelten Gegenstände sprachlich in den Vordergrund gerückt und somit eine vordergründige Sachorientierung hergestellt. Der *objektive* und *anonyme* Sprachgebrauch in den Wissenschaften geht darüber hinaus damit einher, dass – gerade durch die Verschleierung der Autorinstanz – hinsichtlich dieser behandelten Gegenstände eine gewisse *Allgemeingültigkeit* suggeriert wird, denn ohne die Relativierung durch die individuelle Position einer Autorinstanz kann der Gegenstand als (absolut) *faktisch* dargestellt werden. In diesem Sinne wird also ein Bild von der deutschen Wissenschaftssprache gezeichnet, bei dem diese in erster Linie durch *Objektivität* und *Faktizität* charakterisiert ist.

Auf dieses Verständnis von Wissenschaftssprache trifft man in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen in der Wissenschaftssprachforschung: So schreibt bspw. Els Oksaar in einem Handbuchartikel zum ‚Postulat der Anonymität für den Fachsprachgebrauch‘ der deutschen Wissenschaftssprache die folgenden Eigenschaften zu:

Anonymität hat, besonders in der Wissenschaftssprache, die Funktion, die an einen Autor gebundene Subjektivität zu eliminieren und den Wahrheitsgrad sowie die Objektivität und mögliche Allgemeingültigkeit der fachbezogenen Aussagen zu verstärken. (Oksaar 1998: 397)

Objektivität und Anonymität werden hier in einen Zusammenhang mit Wahrheit und der Allgemeingültigkeit der fachlichen Darstellung gestellt; die Eliminierung der Autorinstanz wird demnach mit der Gültigkeit und der Faktizität des

behandelten Gegenstandes verbunden. Theo Bungarten (1989a) geht in einem linguistisch-gesellschaftstheoretischen Aufsatz (mit gesellschaftskritischem Anliegen) ebenfalls von einer objektiven und sachlichen Kommunikation in den Wissenschaften aus:

Das Prinzip der Rationalität und Objektivität ist das oberste Gebot. Bereits in der Platonischen Ideenlehre kann man den Ursprung des Strebens nach rationaler und objektiver Erkenntnis sehen: in der *Idee* spielt das menschliche Subjekt des Erkenntnisprozesses keine Rolle. Nur die *ratio* mit ihren denkerischen Fähigkeiten ist gefragt. Alle anderen menschlichen Eigenschaften, Gebundenheiten und Befindlichkeiten werden vernachlässigt. Die *ratio* wird in das Bild des *objektiven Wissenschaftlers* eingelagert, ja mit ihm und einigen instrumentellen Fähigkeiten, die für die wiss. Arbeit notwendig sind, gleichgesetzt. Der solcherart von allen menschlichen ‚Unzulänglichkeiten‘ befreite objektive Wissenschaftler kommuniziert mit seinem ebenso objektiven Widerpart ausschließlich auf sachlicher, rational-argumentativer, logischer Ebene. (Bungarten 1989a: 34)

Der objektive und sachliche Sprachgebrauch wird hier aus der Objektivität und Rationalität der Erkenntnisgewinnung abgeleitet, womit ebenfalls – wenngleich nicht explizit – der anonyme und objektive Sprachgebrauch in einen Zusammenhang mit der Gültigkeit und Faktizität des behandelten Gegenstandes gestellt wird, denn der kommunizierende ‚objektive Wissenschaftler‘ ist aufgrund seiner Loslösung von den störenden menschlichen ‚Gebundenheiten‘ und ‚Unzulänglichkeiten‘ als Garant für gültige und faktische Erkenntnis anzusehen. Aus einer sprechakttheoretisch orientierten Perspektive wird nach Günther Pflug (1986) diese Rationalität der wissenschaftlichen Kommunikation über *Assertionen* realisiert:

Eine Grundaussage über die Wissenschaftssprache ist ihre Rationalität. Damit wird der assertorische Satz zum Grundtyp wissenschaftlicher Aussage. [...] Emotionale und voluntative Sätze sind im Grundsatz nicht „wissenschaftlich“. (Pflug 1986: 148)

Im Kern wird mit dieser Vorstellung einer im Wesentlichen assertorischen Wissenschaftssprache also ausgedrückt, dass eine – wirklich *wissenschaftliche* – Wissenschaftssprache ohne Verweise auf die Autorinstanz auskomme und im Grunde einer ‚reinen sprachlichen Darstellung‘ entspreche. Nach diesem Verständnis steht die deutsche Wissenschaftssprache in der Tradition der „akademisierte[n] Bildungs- und Öffentlichkeitssprache“, die Peter von Polenz in der Form beschreibt, dass sie

seit der Aufklärungszeit [...] zunehmend von einer Entpragmatisierung der Formulierungsweise gekennzeichnet ist [...]: Ichbezüge, Gefühls- und Einstellungsäußerungen, Interjektionen, Modaladverbien und Abtönungspartikeln werden in offiziellen Schreibtexen gemieden. Diese Stiltendenz wurde in der gymnasialen Aufsatzlehre nach dem *Ideal*

der ‚reinen Sachdarstellung‘ praktiziert [...] parallel zum positivistischen Begriff der ‚zweckfreien‘ Wissenschaft. Jene pragmatischen Ausdrucksmittel galten als stilistischer ‚Überfluß‘, als ‚unsachlich‘, ‚ungebildet‘, ‚umgangssprachlich‘ oder ‚unwissenschaftlich‘. (von Polenz 2008: 194; Hervorhebungen von R.N.)

Und auch in der Geschichte der Reflexion über die (deutsche) Wissenschaftssprache liegt eine lange Tradition vor, in der (in Deutschland seit der Aufklärungszeit) das Stilideal einer ‚durchsichtigen‘ Wissenschaftssprache favorisiert wird, wie Heinz L. Kretzenbacher (1994) pointiert herausstellt. Laut diesem Ideal geht es vor allem darum, den sprachlichen Ausdruck so zu gestalten, dass keine Rückschlüsse auf die Kommunikationsbedingungen und folglich auch nicht auf die Kommunikationsinstanzen gezogen werden und somit die behandelten Gegenstände in reiner Form und ohne Störung (etwa durch individuelle ‚Unzulänglichkeiten‘, s. o.) vorgetragen werden können. Der sprachliche Ausdruck soll sich also bei seiner Realisierung selbst negieren und auf die Weise ‚durchsichtig‘ wie eine Fensterscheibe werden („windowpane-style“, vgl. Gusfield 1976), um so das Wesentliche, die wissenschaftlichen Gegenstände, in den Vordergrund zu stellen.

### **Erklärungsansätze im Rahmen wissenschaftlicher Autorschaftskonzepte**

Dieses Verständnis einer objektiven und faktischen Wissenschaftssprache wird in der Wissenschaftssprachforschung häufig im Zusammenhang mit zwei einschlägigen Konzepten wissenschaftlicher Autorschaft thematisiert, mit dem ‚Ich-Verbot‘ (vgl. Weinrich 1989) und der ‚Rhetorik der Durchsichtigkeit‘ (vgl. Kretzenbacher 1994).<sup>3</sup> Fragt man nach einer *Erklärung* dafür, warum die wissenschaftliche Autorschaft sich in der oben skizzierten Form ausprägt, stößt man im Rahmen dieser Konzepte nicht selten (explizit und implizit) auf ein Erklärungsmuster, bei dem auf *Ideale* zurückgegriffen wird: So ist bspw. für Harald Weinrich das ‚Ich-Verbot‘ in der deutschen Wissenschaftssprache als eine „stillschweigend[e]“ Ableitung „aus dem Gebot der wissenschaftlichen Objektivität“ (Weinrich 1989: 132f.) zu verstehen. Das *erkenntnistheoretische* Ideal der wissenschaftlichen Objektivität wird hier auf den wissenschaftlichen Sprachgebrauch übertragen bzw. die Art und Weise des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs ergibt sich gewissermaßen (‚ableitend‘) aus dem Ideal der Objektivität: Es wird also angenommen, dass, wenn Wissenschaftler in der Erkenntnisgewinnung

---

<sup>3</sup> Zu Autorschaft und Autorschaftskonzepten in der Wissenschaft vgl. die sehr instruktive Arbeit von Steiner (2009).

nach Objektivität streben, dies ebenfalls bei der Kommunikation von Erkenntnis gelte oder gelten müsse:

Wenn man es als die Aufgabe der Wissenschaften akzeptiert, intersubjektiv gültige und in diesem Sinne objektive Erkenntnisse zu erzielen, muß man auch diese verbreitete Ich-Scheu der Wissenschaftssprache akzeptieren. (Weinrich 1989: 133)

Bei der ‚Rhetorik der Durchsichtigkeit‘ handelt es sich nicht um ein erkenntnistheoretisches, sondern um ein *sprachstilistisches* Ideal. Dieses Ideal von einer ‚durchsichtigen‘ Wissenschaftssprache gehört – wie oben erwähnt – zu den zentralen Sprachvorstellungen in der langen und sehr traditionsreichen Reflexion über Wissenschaftssprache. Auch diese Idealisierung von Wissenschaftssprache dient als Erklärungsgrundlage für den tatsächlichen Gebrauch von Wissenschaftssprache, wenn bspw. angenommen wird, dass eine Orientierung am Ideal der ‚Durchsichtigkeit‘ zu einem unpersönlichen Sprachgebrauch in der Wissenschaft führe (vgl. Kretzenbacher 1994).

Beiden Erklärungen liegt also ein Muster zugrunde, nach dem von Idealen auf den Gebrauch geschlossen wird. Es wird im Grunde suggeriert, dass das Vorhandensein von Idealen zu einer bestimmten Art und Weise des Sprachgebrauchs führt und führen muss bzw. dass der Sprachgebrauch in der Form erscheint, wie er auf der idealisierten Ebene reflektiert und verhandelt wird. Bei den genannten Idealen handelt es sich nun aber um Produkte des *Reflektierens und Sprechens über* Wissenschaft und Wissenschaftssprache, also im Grunde um einen *Diskurs über* Wissenschaft und Wissenschaftssprache. Man scheint also offensichtlich davon auszugehen, dass wissenschaftlicher Sprachgebrauch über eine rein diskursive Ebene erklärt werden könne. Man könnte auch sagen: Der wissenschaftliche Sprachgebrauch scheint mithilfe eines Diskurses über Wissenschaft und Wissenschaftssprache erklärbar zu sein.

Es sei an dieser Stelle betont, dass Weinrich und Kretzenbacher sicherlich ohne Übertreibung als zentrale Pioniere der jüngeren Wissenschaftssprachforschung betrachtet werden dürfen. Ihren Untersuchungen kommt maßgeblich das Verdienst zu, die Wissenschaftssprache als eigenständigen und relevanten Gegenstand der Varietätenlinguistik etabliert zu haben. In diesem Rahmen haben sie das Spektrum der Beschäftigung mit Wissenschaftssprache sehr weit gefasst und grundlegende Charakteristika der deutschen Wissenschaftssprache herausgearbeitet: Bspw. behandelt Weinrich neben dem ‚Ich-Verbot‘ auch ein ‚Metaphern-Verbot‘ sowie ein ‚Erzähl-Verbot‘ (vgl. Weinrich 1989; ähnlich auch Kretzenbacher 1994: 26). Ihre Ansätze beschränken sich folglich nicht auf die Beschäftigung mit der Ich-Vermeidung, sondern diese stellt nur einen Teil ihrer facettenreichen Betrachtung von Wissenschaftssprache dar. Wenn in der vor-

liegenden Arbeit also darauf hingewiesen wird, dass in ihren Konzepten über Ideale argumentiert wird, trifft dies sicherlich in erster Linie auf diesen Teil ihrer breiten Beschäftigung zu, nämlich auf die Vermeidung der Autormarkierung im Text. Diesbezüglich soll in der vorliegenden Arbeit also versucht werden, die Überlegungen Weinrichs und Kretzenbachers weiterzudenken und zu ergänzen – und nicht sie gänzlich in Frage zu stellen. Wichtig ist auch zu betonen, dass es mir um ein zugrundeliegendes Muster von Erklärungen geht, das man in Hinblick auf den unpersönlichen Sprachgebrauch in der Wissenschaft häufiger zu bedienen scheint – es ist also nicht auf Weinrich und Kretzenbacher beschränkt.

### **Empirie: Unbestimmtheit in der Wissenschaftssprache**

2) Ein derartiges Erklärungsmuster, bei dem von einem Diskurs auf Sprachgebrauch geschlossen wird, kann man im Grunde als *rationalistisch* bezeichnen. Dieses rationalistische Erklärungsmuster soll in der vorliegenden Arbeit, neben anderen Erklärungsansätzen, mit einer empirischen Untersuchung zum Gebrauch von Unbestimmtheitsmitteln in Beziehung gesetzt und überprüft werden. Was ist hier mit Unbestimmtheit gemeint und warum erscheint ein diachroner Zugang notwendig?

Bei Unbestimmtheit handelt es sich – zunächst einmal ganz grob – um sprachliche Mittel, mit denen auf der einen Seite implizit auf die Autorinstanz bzw. auf die Kommunikationsbedingungen verwiesen wird und somit eine etwaige ‚reine Sachdarstellung‘ kontaminiert wird. Sie stehen in diesem Sinne also einem objektiven und anonymen Sprachgebrauch gegenüber. Auf der anderen Seite haben Unbestimmtheitsmittel Bezug zur Faktizität von Propositionen, indem diese bspw. autorseitig kommentiert wird.<sup>4</sup> In diesem Sinne stehen sie also prinzipiell einem allgemeingültigen und (absolut) faktischen sprachlichen Ausdruck gegenüber. Unbestimmtheit konterkariert also die zwei grundlegenden Charakteristika der oben skizzierten Vorstellung von Wissenschaftssprache, Objektivität und Faktizität. Dies sei an den folgenden zwei Beispielen aus dem der vorliegenden Arbeit zugrunde liegenden Korpus illustriert, bei denen a) ein epistemisches Modalverb und b) ein (hypothesenindizierendes)

---

<sup>4</sup> Das Verständnis von Unbestimmtheit beschränkt sich allerdings nicht auf diese kommentierende Variante, wenngleich diese den Kern ausmacht und deshalb auch hier zur Illustration herangezogen wird.

Modalwort im vorgestellten Sinne gebraucht werden (vgl. hierzu bspw. Diewald 1999; Helbig & Buscha 2001: 430–439; Helbig & Helbig 1990):

a) Dazu ist folgendes zu bemerken: Wie oben (in kap. 4) gezeigt wurde, **dürfte** der erfolg einer sprachhandlung in gewissem sinne eben doch auch von der (un)anstößigkeit der geäußerten kette für den rezipienten bestimmt werden, und zwar gerade von ihrer (un)anstößigkeit hinsichtlich idiosynkratischer sprachnormen, die merkmale betreffen, [...]. (Kolde, Zeitraum 1970)

b) Zur gebundenheit gehört hier noch, daß diese formeln nur gültig sind im munde bestimmter sprecher, denen es zukommt, sie auszusprechen. Die gewichtung der funktionen ist hier eine andere, die kognitive ist nicht abwesend, **vielleicht** dominiert die konative oder modale. (Heeschen, Zeitraum 1970)

Unbestimmtheit steht mit ihren nicht-objektiven und nicht-faktischen Eigenschaften offensichtlich in einem gewissen Widerspruch zu wissenschaftlichen Autorschaftskonzepten wie dem ‚Ich-Verbot‘ und der ‚Rhetorik der Durchsichtigkeit‘. Eine Untersuchung des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs mit Blick auf Unbestimmtheitsmittel scheint vor diesem Hintergrund also ein geeignetes Verfahren zu sein, um die Stichhaltigkeit des oben aufgezeigten Erklärungsmusters im Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Autorschaftskonzepten zu überprüfen. Trifft das obige Erklärungsmuster zu, wonach der wissenschaftliche Sprachgebrauch im Wesentlichen den auf diskursiver Ebene erörterten Idealen der wissenschaftlichen Autorschaftskonzepte entspricht, dürften Unbestimmtheitsmittel höchstens als Marginalien im wissenschaftlichen Sprachgebrauch verwendet werden, die keine wesentliche Rolle für die wissenschaftliche Autorschaft spielen. Die ausgesuchten Sprachmittel scheinen also eine gute Grundlage zur Überprüfung der Erklärung zu sein.

Darüber hinaus wird beim Blick auf den Unbestimmtheitsgebrauch auch eine *diachroner* Zugang gewählt.<sup>5</sup> Dem liegt der folgende Gedanke zugrunde: Das zentrale Anliegen der vorliegenden Arbeit ist nicht allein eine Relativierung der Vorstellung einer objektiven und faktischen Wissenschaftssprache,<sup>6</sup> sondern vielmehr auch – wie bereits betont – die Hinterfragung und Relativierung des dieser Vorstellung zugrundeliegenden Erklärungsmusters, nach dem der wis-

---

<sup>5</sup> Es geht an dieser Stelle erst einmal grundlegend darum, die diachrone Ausrichtung in den Rahmen der Grundproblematik der vorliegenden Arbeit zu stellen. Weiter unten folgen dann nähere Angaben zum methodischen Vorgehen (siehe 1.3).

<sup>6</sup> Dies findet man bspw. auch in den Ansätzen zu Eristik in der Wissenschaftssprache von Konrad Ehlich (1993) (siehe auch 5.1) oder zum ‚Ich-Gebrauch‘ in der Wissenschaftssprache von Torsten Steinhoff (2007b).

senschaftliche Sprachgebrauch sich entsprechend dem Diskurs über Wissenschaft und Wissenschaftssprache verhält. Die Kernüberlegung lautet diesbezüglich nun: Wenn dieses Erklärungsmuster zutreffen soll, dann müsste sich dies anhand des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs zeigen lassen, und zwar nicht allein bei punktuellen, also synchronen Betrachtungen, sondern vor allem auch bei diachronen Betrachtungen, also anhand der *Entwicklung* des Sprachgebrauchs. Aus diesem Grund erscheint für eine systematische und aussagekräftige Diskussion des Erklärungsmusters ein Fokus auf die Entwicklung des Unbestimmtheitsgebrauchs notwendig. Diese Entwicklung auf der Ebene des Sprachgebrauchs kann dann mit der Diskursebene abgeglichen werden. Der diachrone Blick dient hier also gewissermaßen als Mittel der Beweisführung.

Der Fokus auf Unbestimmtheitsmittel und der diachrone Zugang dienen in der vorliegenden Arbeit folglich in erster Linie als gut geeignet erscheinendes methodisches Instrument zur Überprüfung und möglichen Relativierung eines rationalistischen Erklärungsmusters von Wissenschaftssprache.<sup>7</sup>

### **Textproduktion und Handlungsbegriff**

3) Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung zum Unbestimmtheitsgebrauch werden aufzeigen, dass die bisherigen Erklärungsansätze für Wissenschaftssprache nicht in Gänze überzeugen können. Die Notwendigkeit einer Spezifizierung wird also offensichtlich werden. Dabei stellt sich dann zunächst einmal die Frage, wo eine solche Spezifizierung anzusetzen hat.

Betrachtet man einmal die bisherigen Erklärungsansätze genauer, wird man feststellen, dass bei ihnen die Art der wissenschaftlichen Textproduktion für die Erklärung selbst keine Rolle spielt. Man kommt also von abstrakten Konzepten wie etwa dem Objektivitätsideal direkt zum wissenschaftlichen Sprachgebrauch, ohne die Perspektive auf die konkrete Textproduktion zu bemühen. Die (logisch natürlich vorhandene) Textproduktion wurde bei diesen Erklä-

---

<sup>7</sup> Es werden darüber hinaus – wie oben bereits betont – noch weitere Erklärungsansätze zu diskutieren sein, wie etwa die eher funktional begründete Erklärung des unbestimmten Sprachgebrauchs als einer Form von Hedging, durch die in der grundsätzlich diskursiv-argumentativen Wissenschaftssprache gesichtsbedrohende Äußerungen abgeschwächt werden (vgl. hierzu etwa Myers 1989; Schröder 1998). (Es handelt sich allerdings nicht bei allen Unbestimmtheitsformen der vorliegenden Arbeit um potentielle Höflichkeitsmarker oder Hedgings) Die im Folgenden vorzustellende ‚Lücke‘ in Hinblick auf die Textproduktion betrifft im Grunde auch die Überlegungen zu Hedging in der Wissenschaftssprache. Auch hier wird die Kategorie der Textproduktion nicht systematisch in die Überlegungen einbezogen.

rungsansätzen also offenbar einfach unspezifisch und unsystematisch mitgedacht; ihr wurde bei der Erklärung keine tragende Rolle zugesprochen, sie blieb gewissermaßen eine Black-Box. Im Rahmen der bisherigen Wissenssituation schien dies offensichtlich auch kein Problem zu sein, d. h. die (abstrakten) Erklärungsansätze brauchten bis dato nicht weiter (konkret) spezifiziert zu werden, um plausibel zu funktionieren. Ein systematisches Verständnis von Textproduktion wurde bis dato also einfach nicht benötigt. Mit der neuen Wissenssituation jedoch, also unter Berücksichtigung der empirischen Ergebnisse zum historischen Unbestimmtheitsgebrauch, bekommen die alten Erklärungsansätze aber Lücken, sie greifen nicht mehr wie noch zuvor.

Da die bisherigen Erklärungsansätze eher abstrakt ausgerichtet waren und konkrete und logisch naheliegende Perspektiven wie die wissenschaftliche Textproduktion nicht berücksichtigt (und benötigt) worden sind, erscheint es mir sinnvoll, die notwendige Spezifizierung der Erklärung mit Blick auf das konkrete Phänomen der wissenschaftlichen Textproduktion vorzunehmen.<sup>8</sup> Die entstandenen Lücken sollen also mit diesem Blick auf die Textproduktion geschlossen werden. Genau genommen muss aus meiner Sicht bezüglich der Kategorie Textproduktion zunächst einmal ein *Handlungsbegriff* theoretisch herausgearbeitet werden, denn ein Handlungsbegriff ist natürlich grundlegender als ein Textproduktionsbegriff: Alle Textproduktionen sind Handlungen, aber nicht alle Handlungen sind Textproduktionen. Möchte man also Textproduktion theoretisch fassen, braucht man notwendigerweise ein systematisches Handlungsverständnis.<sup>9</sup> Damit mithilfe der Kategorie der Textproduktion die hier anzustrebende Erklärungsspezifizierung vorgenommen werden kann, muss demnach zunächst die der Textproduktion zugrunde liegende Kategorie der Handlung begrifflich genau gefasst werden. Kurzum: Für eine *Erklärung* benötigen wir ein systematisches, theoretisches Verständnis von Handeln. Ein Stück weit entspricht dies auch einer programmatischen Forderung von Gerd Antos:

Eine Analyse der Resultate von textuellen Herstellungshandlungen ist ohne die Betrachtung der Handlung selbst wenig sinnvoll. D.h. eine Thematisierung von Formulierungsre-

---

**8** Es sei an dieser Stelle betont, dass es mir ausschließlich um eine grundlagentheoretische Beschäftigung mit wissenschaftlicher Textproduktion geht. Wissenschaftliche Textproduktion wird hier einzig als theoretische Kategorie mit Blick auf einen Handlungsbegriff behandelt.

**9** Dies ist in der Textproduktionsforschung nicht unbedingt selbstverständlich. Hier scheint die Handlungskategorie häufig einfach vorausgesetzt zu werden. Prominente Ausnahmen sind Antos (1981) und Wrobel (1995), deren Ansätze in der vorliegenden Arbeit ausführlich diskutiert werden (siehe Kapitel 7).

sultaten erfordert eine Theoretisierung der Herstellungshandlung ‚Formulieren‘. (Antos 1981: 405)

Dieser grundlegend handlungstheoretische Zugang bedarf allerdings noch einer weiteren Konkretisierung bezüglich der Ausrichtung in der vorliegenden Arbeit. Diese Konkretisierung betrifft die *überindividuelle Gleichförmigkeit der Sprachverwendung von Individuen*: Mit Blick auf Textproduktion muss vor diesem Hintergrund eine Erklärungsbasis gewählt werden, die den grundsätzlich individuellen Akt des Textproduzierens so konzeptualisiert, dass mit ihm das Zustandekommen von *überindividuell gleichförmigen* Textprodukten erklärt werden kann. In der Textproduktionsforschung zum wissenschaftlichen Schreiben finden sich einschlägige Zugänge, die in diesem Zusammenhang den *Routine*-charakter oder das *Habituelle* der Textproduktion in den Vordergrund stellen (vgl. etwa Feilke 2012; Feilke & Steinhoff 2003; Steinhoff 2007a). Diese Überlegungen werden in der vorliegenden Arbeit grundsätzlich aufgegriffen und *handlungstheoretisch* weitergedacht. Dabei wird mit Blick auf die jüngere Kulturtheorie ein systematisches Handlungsverständnis erarbeitet, mit dem die *überindividuelle Gleichförmigkeit* von Handlungsprodukten *individueller Handlungen* plausibel erklärt werden kann. Diesem Zugang liegt die Überlegung zugrunde, dass es nicht ausreicht, zur Erklärung der Gleichförmigkeit von Textprodukten in einem Sozialbereich wie Wissenschaft einfach auf überindividuelle Kategorien wie Milieu, Fach, Disziplin oder aber auch Norm oder gesellschaftliche Routine zu verweisen, wenn diese Kategorien nicht systematisch in Bezug gesetzt werden zu einem Handlungsbegriff. Mit Verweis auf diese Kategorien kann man zwar die Gleichförmigkeit benennen – man kann so aber nicht erklären, wie es dazu kommt, dass das (notwendigerweise *individuelle*) textproduktive Handeln zu dieser Gleichförmigkeit angeleitet wird.

Es wird bei dem hier angestrebten handlungstheoretischen Zugang auf einen praxis- und performativitätstheoretischen Handlungsbegriff zurückgegriffen. Dieses Handlungsverständnis grenzt sich dezidiert von alternativen Handlungsverständnissen in den Sozial- und Kulturtheorien ab, etwa von ‚zweck- oder normorientierten Handlungsverständnissen‘ oder anderen Handlungsbegriffen aus den *cultural studies*. Es wird also davon ausgegangen, dass mit dem hier verwendeten Handlungsbegriff die *überindividuelle Gleichförmigkeit von Handlungen* einzelner Individuen besser und vor allem plausibler erklärt werden kann als mit alternativen Handlungsbegriffen. Die konsequente Anwendung dieses Handlungsbegriffs auf Textproduktion bringt dann auch mit sich, dass u. U. auch gängige Auffassungen von Textproduktion korrigiert oder

modifiziert werden könnten. Im Folgenden sei das herauszuarbeitende Handlungsverständnis kurz skizziert.<sup>10</sup>

### Handlung: praxistheoretisch

Der hier herauszuarbeitende Handlungsbegriff, mit seiner praxis- und auch performativitätstheoretischen Ausrichtung, ist *in seinen Grundzügen* so konzipiert, dass mit ihm eine traditionelle Sichtweise auf den Menschen und sein Handeln überwunden wird. Es ist dies eine Denkweise, die sich mit Sybille Krämer als „*protestantischen Gestus*“ in den Geistes- und Kulturwissenschaften“ (Krämer 2002a: 325; Hervorhebung von R.N.) bezeichnen lässt.<sup>11</sup> Kurz gefasst geht man bei dieser – im abendländischen Kulturkreis sehr einflussreichen – Denkweise allgemein von einer ‚Zwei-Welten-Ontologie‘ aus, nach der das sinnlich Wahrnehmbare (in der einen ‚Welt‘) als *Instantiierung* eines universellen Typs (aus einer anderen ‚Welt‘) aufgefasst wird; das sinnlich Wahrnehmbare gilt schlicht als *Repräsentation* eines Wesentlichen, das der repräsentierten „singulären Erscheinung logisch und genealogisch vorausgeht.“ (Krämer 2002a: 342) Das Konkrete, sinnlich Wahrnehmbare wird dabei stets nur als (sekundäre) Ableitung vom Wesentlichen verstanden. Die Überwindung dieser Denkweise, die Krämer hinsichtlich des Zusammenhangs von Sprache und Sprechen diskutiert, wird im jüngeren sozial- und kulturtheoretischen Diskurs im Rahmen noch weiterer – grundlegenderer – sozialer Kategorien wie etwa Kultur, Sozialität und Handeln erörtert (vgl. Reckwitz 2012b), so vor allem in den sozial- und kulturtheoretischen Diskursen zu *Performativität* und *Praxis*, deren Verwandtschaft man gerade in der Überwindung des ‚protestantischen Gestus‘ festmachen kann (vgl. Volbers 2011: 150; zu Performativität vgl. Krämer 2002a: 325).<sup>12</sup>

Auf einer elementaren Ebene wird in der vorliegenden Arbeit demnach ein Handlungsverständnis erarbeitet, das dem – in den Sozial- und Kulturtheorien

---

**10** Zur linguistischen Kritik an der Beschäftigung mit dem kulturtheoretischen Praxiskonzept siehe weiter unten in diesem Abschnitt.

**11** Krämer gebraucht diese Bezeichnung im Rahmen ihrer *sprachtheoretischen* Ausführungen zum Performativitätskonzept. Bei mir geht es darum, das Konzept der Überwindung dieser Denkweise erst einmal allgemein auf die Kategorie des Handelns zu beziehen, da dies auch grundlegend für ein praxistheoretisches Handlungsverständnis ist. Auf Krämers Überlegungen zu Performativität wird unten in der Theoriebildung immer wieder Bezug genommen werden (siehe 8.2).

**12** Jörg Volbers wählt an dieser Stelle allerdings nicht die Bezeichnung ‚protestantischer Gestus‘.

aktuell stark diskutierten – Ansatz der *Praxistheorie* entspricht (vgl. Reckwitz 2003; 2012b).<sup>13</sup> Dieser Ansatz sollte nicht als einheitliches Theoriekonstrukt missverstanden werden. Vielmehr speist er sich aus ganz unterschiedlichen Theorietraditionen, die recht unterschiedliche und z. T. konträre Positionen bspw. von Pierre Bourdieu, Judith Butler oder dem ‚späten‘ Ludwig Wittgenstein umfassen (vgl. etwa Reckwitz 2003; Schäfer 2013).

Handlungen lassen sich im praxistheoretischen Sinne – ganz grob – als *konkrete (raum-zeitlich gebundene) und routinierte Vollzüge in sozialen Praktiken* verstehen. Praktiken selbst sind dabei *keine* abstrakten Muster oder *types*, die in den konkreten Vollzügen (als *token*) instantiiert werden; die Vollzüge werden also nicht – wie in einer ‚Zwei-Welten-Ontologie‘ – als Ableitungen aus oder als Repräsentationen von einem universellen Typus oder Muster verstanden. Wir verbleiben mit Praktiken also stets in der konkreten ‚Welt‘, in der jeder Vollzug als konkrete (wiederholende) ‚Re-Inszenierung‘ eines zeitlich vorausgehenden konkreten Vollzugs betrachtet wird (‚Iterabilität‘). Zudem wird in diesem Zusammenhang versucht, bei der Handlungserklärung gängige und den Gegenstand verkürzende Dichotomien wie *Innen/Außen*, *Geist/Körper* oder *Individuum/Gesellschaft* zu überwinden. Dem Anspruch dieses Ansatzes zufolge werden Handlungen nicht als rationalistisch und kognitivistisch verkürzt betrachtet, sondern sie werden als grundsätzlich routinierte Vollzüge angesehen, denen ein praktisches Wissen (im Sinne eines *knowing how*) zugrunde liegt. Der praxistheoretische Ansatz geht zudem einher mit einem veränderten Verständnis von Subjekt, das sich kritisch sowohl gegenüber dem klassischen Subjektverständnis eines ‚autonomen Subjekts‘ als auch gegenüber der poststrukturalistischen Auffassung vom ‚Tod des Subjekts‘ verhält (vgl. Reckwitz 2012a; 2012c). Eingebettet sind diese Überlegungen in einem spezifischen Kulturverständnis, das auch als *Kultur-als-Praxis-Ansatz* bezeichnet werden kann (vgl. etwa Hörning & Reuter 2004b). Vor diesem Hintergrund werden Wissenschaften in der vorliegenden Arbeit als *Wissenschaftskulturen* verstanden. Grundsätzlich stehen mit dem praxistheoretischen Ansatz die Konkretheit sowie die hervorbringende Prozesshaftigkeit von Handlungsvollzügen und die Materialität bzw. Körperlichkeit der Handlungssubjekte im theoretischen Vordergrund.

---

<sup>13</sup> Andreas Reckwitz (2012b) hat für die Sozial- und Kulturtheorien in seiner Arbeit „Die Transformation der Kulturtheorien“ eindrucksvoll eine Tendenz zur zunehmenden theoretischen Beschäftigung mit Praktiken rekonstruiert, was u. a. dazu führt, dass für die gegenwärtige Kulturwissenschaft von einem *practice turn* die Rede ist (vgl. etwa Schatzki, Knorr Cetina & Savigny 2001). Auf gewisse Ähnlichkeiten zum sog. *performative turn* (vgl. etwa Bachmann-Medick 2010: 104–143) weist Reckwitz ebenfalls hin (vgl. Reckwitz 2012b: 708; vgl. auch Hörning & Reuter 2004a: 12).

Auf dieser noch im Einzelnen herauszuarbeitenden Grundlage wird in der vorliegenden Arbeit also die schriftliche wissenschaftliche Textproduktion in ihren Grundzügen konzeptualisiert. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass das hier zu erarbeitende Verständnis von Textproduktion mit der praxis- und performativitätstheoretischen Ausrichtung vor dem Hintergrund eines nicht-rationalistisch verengten Verständnisses von Handeln, Subjekt und Sozialität etabliert wird. In den Überlegungen von Helmuth Feilke und Torsten Steinhoff (2003) lässt sich hierfür gewissermaßen ein Ausgangspunkt aus Sicht der Textproduktionsforschung festmachen. Sie fassen im Rahmen der Forschung zur wissenschaftssprachlichen Kompetenzentwicklung die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Schreiben als eine Form von *Habitus* auf und stehen damit prinzipiell in der Nähe zum praxistheoretischen Denken Pierre Bourdieus. In der vorliegenden Arbeit soll dieser Grundgedanke also praxistheoretisch in Bezug auf die Handlungskategorie ausbuchstabiert werden.<sup>14</sup>

Eine entsprechende Übertragung des praxistheoretischen Handlungsverständnisses auf sprachliches Handeln und vor allem auch auf die schriftliche Textproduktion scheint aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ohne weiteres möglich zu sein, wie man bspw. der folgenden Ausführung von Andreas Reckwitz entnehmen kann:

Eine Praktik besteht aus bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des *Körpers*. Dies gilt ebenso für intellektuell ‚anspruchsvolle‘ Tätigkeiten wie die des Lesens, *Schreibens* oder *Sprechens*. (Reckwitz 2003: 290; Hervorhebungen von R.N.)

Aus sprachtheoretischer Perspektive erscheint diese nicht näher ausgeführte Übertragung auf das Sprechen und das Schreiben allerdings als zu oberflächlich. Als Grundlage wird in der vorliegenden Arbeit also zwar prinzipiell ein praxistheoretisches Sprachhandlungs- und Subjektverständnis angenommen – diese müssen allerdings noch weiter spezifiziert werden. Diese Spezifizierung betrifft vor allem den im vorherigen Zitat hervorgehobenen Aspekt der *Körper-*

---

<sup>14</sup> Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, zu beachten, dass es bei meinem Ansatz nicht darum geht, die Habitualisierung bzw. Routiniertheit in wissenschaftlichen Texten nachzuweisen. Und vor allem geht es mir nicht um die Routiniertheit von *Texthandlungen*, d. h. bspw. von Sprechakten in wissenschaftlichen Textprodukten (siehe unten). Es geht mir also nicht einfach darum, zu sagen, dass es in wissenschaftlichen Texten eine gewisse routinehafte Form der Sprache gibt. Bei der Betonung des habituellen Sprachhandelns beim wissenschaftlichen Schreiben konzentriere ich mich primär auf die – weiter unten noch vorzustellende – *Praxis-*ebene, d. h. auf den konkret-materiellen, raum-zeitlich situierten Vollzug der *Hervorbringung* von Textprodukten, also etwa von Sprechakten.

lichkeit, womit darüber hinaus auch die Kategorie der *Performativität* ins Spiel kommt.

Sprachlichem Handeln wird hier demnach ein performativer Charakter zugesprochen, womit allerdings weder einfach auf ‚Performanz‘ im Chomsky’schen Sinne noch einfach auf ‚performative Äußerungen‘ im Austin’schen Sinne rekuriert wird. Vielmehr handelt es sich dabei um ein kulturwissenschaftliches Performativitätsverständnis, das grundsätzlich auf die Austin’schen Überlegungen zurückgeht und in recht unterschiedlichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen ausdifferenziert wurde (vgl. etwa Wirth 2002b; Bachmann-Medick 2010: 104–143; König 2011; Wulf, Göhlich & Zirfas 2001). Im Speziellen wird in diesem Zusammenhang auf Überlegungen von Judith Butler (1997; 2013) eingegangen, die Sybille Krämer produktiv in die sprachtheoretische Diskussion eingebracht hat (vgl. Krämer 2001: 241–260) und die auch im praxistheoretischen Diskurs zunehmend eine Rolle spielen (vgl. Schäfer 2013). Im Zentrum stehen dabei der – beim obigen praxistheoretischen Handlungsverständnis bereits angedeutete – *Wiederholungsbegriff* („Iterabilität“) sowie der Aufführungscharakter des Handelns. Handeln ist demnach mehr als ein ‚bloßes Tun‘, es ist ein wiederholendes *aufführendes* bzw. *in-Szenesetzendes* Tun (vgl. Krämer 2001: 253). Mit dem Wiederholungsverständnis, das sich durch eine eigentümliche Mischung aus Reproduktion und Transformation auszeichnet, wird die oben angesprochene Routiniertheit von Praktiken, also im Grunde deren Reproduktionscharakter, ergänzt um einen *Transformationscharakter*.

Mit der Akzentuierung des Performativitätscharakters beim sprachlichen Handeln soll neben dem Aufführungsakzent und dem Transformationscharakter zudem auch der Aspekt der Körperlichkeit theoretisch reflektiert werden. Diesen Zusammenhang zwischen Performativität, Handeln und Körperlichkeit bringt Christoph Wulf wie folgt auf den Punkt:

Wenn soziales Handeln nicht auf Intentionalität reduziert wird, sondern sein performativer Charakter betont wird, bedeutet dies eine Veränderung der Perspektive. Soziales Handeln wird dann als Aufführung und Inszenierung begriffen. Damit kommt der Körper der Handelnden ins Spiel. (Wulf 2001: 253)

Nicht nur für die Performativitätsforschung, sondern auch für die Praxistheorie ist der Körper bzw. die Körperlichkeit eine zentrale Kategorie: Bspw. wird man dem praxistheoretischen Ansatz des Habituskonzepts von Pierre Bourdieu nicht gerecht, wenn man ihn nicht körperlich fasst; der Körper ist konstitutiv für das

Habituskonzept (vgl. bspw. Meuser 2006; Schäfer 2013: 79–83).<sup>15</sup> Dieser Umstand wird in der vorliegenden Arbeit durchaus ernst genommen, wenngleich dies mit Blick auf sprachliches Handeln sowie die schriftliche Textproduktion natürlich zu spezifizieren und – vor allem – zu rechtfertigen ist: Legitimieren ließe sich diese Orientierung m. E. auf der Grundlage der zu Beginn der 1990er Jahre akut geführten sprachtheoretischen Diskussion über eine ‚cartesianische oder anti-cartesianische Linguistik‘, in der sich ‚Chomsky-Theorien‘ und ‚Mead-Theorien‘ gegenüberstanden (vgl. Jäger 1993a). Diese Diskussion wurde zwar durchaus vor dem Hintergrund der cartesianischen Geist-Körper-Dichotomie geführt, ohne dass dabei allerdings die Kategorie des Körpers in irgendeiner Form systematisch in die theoretische Reflexion eingegangen wäre. Dies ist zwar für das generative Paradigma mit seinem kognitiven Sprachverständnis natürlich nicht weiter verwunderlich. Für die ‚Mead-Theorien‘ dagegen, mit ihrer primären Fokussierung der interaktiven Kommunikation und des Sprachhandelns, erscheint die Nicht-Berücksichtigung des Körpers problematisch, vor allem wenn man Positionen der (noch recht jungen) Körpersoziologie heranzieht (vgl. Schroer 2005a; Gugutzer 2006a, 2013; Steuerwald 2010) (siehe auch oben zu Geist-Körper-Dichotomie). Gerade *handlungstheoretisch* wird in diesem Rahmen das Körperkonzept systematisch und zentral einbezogen, um auf diese Weise die „kognitivistische Verkürzung der traditionellen soziologischen Handlungstheorie“ (Meuser 2006: 97) in Frage zu stellen, die in „einer Art theoretischer Prüderie“ (Joas 1992: 245) hinsichtlich der Körperlichkeit einem cartesianischen Denkmuster untersteht. Für die sprachtheoretischen ‚Mead-Theorien‘ bedeutet dies, dass es in Hinblick auf die Ablehnung einer cartesianischen Dichotomisierung von Geist und Körper im Zusammenhang mit Sprache nicht ausreicht, einfach das interaktive sprachliche Handeln in den theoretischen Vordergrund zu stellen. Für eine Überwindung cartesianischer Denkmuster in der Sprachtheorie muss vielmehr auch der Sprachhandlungsbegriff selbst mit einer systematischen Einbeziehung des Körperkonzepts gedacht werden, um auf diese Weise eine Art ‚latenten Cartesianismus‘ in der Sprachtheorie zu vermeiden.<sup>16</sup> In gewisser Weise steht diese Forderung nach einer sprachtheoretischen Berücksichtigung des Körperkonzepts in Einklang mit einigen jüngeren Zugängen in der Sprachtheorie und -philosophie, in denen ebenfalls – wenn-

---

<sup>15</sup> Eine sich hieraus ergebende Konsequenz für die vorliegende Arbeit ist, dass das für die Praxistheorie wichtige Denken des späten Ludwig Wittgenstein mit Gunter Gebauer ausgehend vom Körper (und vom Subjekt) gedacht wird (vgl. Gebauer 2009).

<sup>16</sup> Der Ansatz von Mead selbst spielt – wie noch ausführlicher zu zeigen sein wird – in der Körpersoziologie eine zwar nicht zentrale, aber dennoch nicht unwichtige Rolle.

gleich auf ganz unterschiedliche Weise und nicht in erster Linie handlungstheoretisch – eine Körperorientierung vorhanden ist (vgl. Krämer 2001: 270; Gehring 2007; Jäger 2013).<sup>17</sup>

In diesem Zusammenhang ist die folgende, in der vorliegenden Arbeit herauszuarbeitende Akzentuierung entscheidend: Für sprachliches Handeln wird eine theoretische Differenzierung angenommen, nach der beim Sprachhandeln *immer* von zwei *unterschiedlichen Handlungsqualitäten* auszugehen ist, die in direktem, unauflöselichem Zusammenhang stehen:<sup>18</sup> Da ist einerseits das *hervorbringende Sprachhandeln*, bei dem raum-zeitlich konkret situierte Subjekte kommunikative Akte (sowohl mündlich als auch schriftlich) erst *herstellen*; es geht hier also um die *Herstellung* von kommunikativen Akten, was besagt, dass diese hervorbringenden Handlungen kommunikativ nicht abgeschlossen oder wirksam sind. Bei den kommunikativen Akten wiederum handelt es sich andererseits um die zweite Handlungsqualität: Kennzeichnend für diese ist, dass sie im Gegensatz zu den hervorbringenden Handlungen *kommunikativ abgeschlossen* bzw. *wirksam* sind, es handelt sich also gewissermaßen um *kommunikatives Sprachhandeln*. Klassischerweise wird diese zweite Handlungsqualität wohl als Sprechakt bezeichnet.<sup>19</sup>

Der Grundgedanke hierbei ist also, dass das, was man gemeinhin als Sprech- oder Redeakt bezeichnet (siehe 8.2.2), nur als eine Facette des Sprachhandelns insgesamt angesehen wird. Die andere, faktisch immer vorhandene, häufig aber vernachlässigte Facette der Hervorbringung jedes einzelnen Sprachakts steht im theoretischen Vordergrund der vorliegenden Arbeit. Es geht hierbei im Grunde um die materielle, also die zeitlich konkret situierte und körperliche Seite des Sprachhandelns; es geht um die dem kommunikativen Sprachhandeln *zeitlich vorausgehenden* Handlungen der Herstellung. Der Fokus

---

**17** Es sei an dieser Stelle betont, dass es mir allein um die Akzentuierung der Körperkategorie in Hinblick auf den Sprachhandlungsaspekt geht und nicht um eine allgemeine Zuordnung von Körper zu Kommunikation oder Sprache (wie etwa bei der Körpersprache). Zentral für den Zugang der vorliegenden Arbeit ist, dass die Körperkategorie gewissermaßen als Schlüsselkategorie für textproduktives Sprachhandeln angesehen wird.

**18** Dies wird ausführlich unter 8.2.2 diskutiert. Nicht zuletzt diese Differenzierung ist ein Grund dafür, dass der – zu Recht – überaus verdiente handlungsorientierte Zugang der Funktionalpragmatik (vgl. etwa Ehlich 2007a) mit den hier angestellten handlungstheoretischen Überlegungen kaum zur Deckung kommt (siehe 8.1).

**19** In der vorliegenden Arbeit wird hierfür, vor dem Hintergrund der Diskussion über das Verhältnis Performativität und Text, die Bezeichnung *Text* gewählt, der ein *spezifischer Textbegriff* zugrundeliegt und die wohlweislich von anderen Textverständnissen abgegrenzt wird (siehe 8.2.2).

der in der vorliegenden Arbeit anzustellenden handlungstheoretischen Überlegungen zur Textproduktion liegt folglich *unmittelbar* auf den Herstellungshandlungen und erst mittelbar und indirekt auf den kommunikativen Sprachhandlungen. Die Unterscheidung in hervorbringende, nicht-kommunikative Sprachhandlungen einerseits und kommunikative Sprachhandlungen bzw. Sprechakte andererseits wird in der vorliegenden Arbeit kenntlich gemacht mit der Annahme zweier Sprachhandlungsebenen: Praxis- und Textebene. Die Unterscheidung bringt zudem eine vom Alltagsverständnis abweichende Vorstellung von der Kategorie Autor mit sich, da das Handeln, was normalerweise insgesamt einem ‚Autor‘ zugesprochen wird, hier auf beide Ebenen verteilt wird: Das Handeln auf der Praxisebene wird als *Subjekthandeln* und das Handeln auf der Textebene als *Autorhandeln* verstanden.

Auch in der linguistischen Diskussion hat der Praktiken-Begriff mittlerweile (allerdings nicht unumstrittenen) Einzug gehalten (vgl. Deppermann, Feilke & Linke 2016; siehe auch 6.2).<sup>20</sup> Besonders kritisch verhält sich Thomas Gloning (2016) dazu: Mit gutem Recht hegt er etwa Vorbehalte gegenüber diffusen Begriffsverwendungen (vgl. Gloning 2016: 462) oder der Gefahr einer Homogenisierung von „schon erreichte[n] Differenzierungen für die ganz unterschiedlichen Aspekte kommunikativen Handelns.“ (Gloning 2016: 464) Teile seiner zum Teil berechtigten Kritik an der linguistischen Übernahme des sozial- und kulturtheoretischen Praktikenkonzepts hängen m. E. mit verkürzten linguistischen Darstellungen und Interpretationen des Praktikenkonzepts zusammen: So werden häufig bei Bezügen auf Reckwitz etwa dessen grundsätzliche Überlegungen verkürzt, indem bspw. nicht zwischen Praktiken und Handeln differenziert wird. Beide Begriffe hängen zwar eng zusammen, sind aber nicht gleichzusetzen oder austauschbar. Hierbei handelt es sich dann aber um Probleme der Rezeption und weniger um Probleme bei der Darstellung von Reckwitz.

Gloning selbst kritisiert bei Reckwitz schließlich die Breite und die Vielschichtigkeit der rezipierten Ansätze und verweist darauf, dass bei solch heterogenen Zugängen die Unterschiede größer sein müssen als die Übereinstimmungen (vgl. Gloning 2016: 463). Mit den von Reckwitz herausgearbeiteten

---

**20** In dem Sammelband zur IDS-Tagung 2015 liegt der Fokus insgesamt auf ganz heterogenen linguistischen Praktikenverständnissen, wobei sich die Beiträge in interaktive und textbezogene Zugänge einteilen lassen. Unter 6.2 bespreche ich einschlägige linguistische Praktikenkonzepte. Dort geht es u. a. auch darum, das hier zu erarbeitende Praktikenverständnis von interaktiven Verständnissen (wie dem der kommunikativen Gattungen) abzugrenzen. Zudem wird unter 8.2.2 mit dem performativen Akzent des hier zu erarbeitenden Praktikenbegriffs der (nicht unproblematische bzw. jedenfalls nicht selbstverständliche) Bezug zur Kategorie Text diskutiert.

Zusammenhängen selbst befasst er sich dabei allerdings nicht, wodurch bei dieser Kritik möglicherweise zentrale und für das Praktikenkonzept konstitutive Kategorien außen vor bleiben:<sup>21</sup> Zentral ist bspw. die Verortung des Praktikenansatzes innerhalb der Kulturtheorien, womit nicht nur ein spezifischer *Kultur*-begriff, sondern damit zusammenhängend auch ein bestimmtes Verständnis von *Handlung* einhergeht. Außerdem ist vor diesem Hintergrund der Einbezug der *Subjekt*- und vor allem auch der *Körper*kategorie zentral:<sup>22</sup> Wenn man sich auf das bei Reckwitz herausgearbeitete Praktikenkonzept beruft, kommt man m. E. nicht umhin, diese zentrale Kategorie des Körpers mit zu erörtern – auch in der Linguistik. Bezieht man sich also – ob kritisch oder affirmativ – auf dieses Praktikenverständnis, müsste man aus meiner Sicht begründen, warum man bspw. auf die Subjekt- oder Körperkategorie verzichtet oder nicht.

Zu guter Letzt seien hinsichtlich des Erklärungsaspekts noch die folgenden allgemeinen Einordnungen vorgenommen: Zum einen werden Prämissen formuliert, die der Herangehensweise in der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen. Sie spiegeln sich gewissermaßen in der Grundstruktur der vorliegenden Arbeit wider. Zum anderen soll ein systematisches Verständnis von Erklärung skizziert werden, das als Grundlage für das Vorgehen in der vorliegenden Arbeit dient.

---

**21** Zudem dürfen m. E. die Überlegungen von Reckwitz als durchaus mehr betrachtet werden als nur ein „weit gespannte[r] Überblick“ (Gloning 2016: 463), da bei ihm durchaus zentrale Kategorien akzentuiert und geschärft werden. Reckwitz arbeitet Schwerpunkte heraus, die mehr sein dürften als ein lediglich summierendes Zusammenragen.

**22** Der mit Blick auf Bourdieu vorgebrachte Einwand gegenüber der linguistischen Beschäftigung mit Praxistheorie, dass es in der Linguistik nicht mehr „originell“ sei, sich mit Formen sprachlicher Verfestigungen zu beschäftigen (vgl. Gloning 2016: 459), ist natürlich korrekt. Es ist allerdings wichtig zu beachten, dass dem Praktikenkonzept insgesamt ein bestimmtes Verständnis von *Wiederholung* zugrundeliegt, das über bloße Verfestigung hinausgeht (vgl. Reckwitz 2004; Schäfer 2013). Bei diesem Wiederholungsverständnis kommt man aus sprachtheoretischer Perspektive nicht umhin, die Krämer'schen Überlegungen zur Zwei-Welten-Ontologie einzubeziehen (siehe 8.2.1), wodurch wiederum der materiellen, körperlichen Seite sprachlichen Handelns ein großes theoretisches Gewicht zukommt. Beim Praktikenkonzept handelt es sich nicht um eine alleinige Bourdieuxegese, wie der Hinweis bei Gloning vermuten lässt, sondern Bourdieu wird nur als ein (wenn auch zentraler) Gewährsmann unter mehreren angesehen (siehe auch oben). Hierbei ist vor allem auch wichtig, dass es in der jüngeren Bourdieurezeption neue Lesarten gibt, die sich von den älteren, sich vor allem auf soziale Ungleichheitsphänomene konzentrierenden Lesarten unterscheiden (siehe 6.1.3.2). Bourdieu und dessen Habituskonzept zu behandeln, ohne systematisch mit der Körperkategorie zu arbeiten, ist nach diesen neueren Lesarten nicht möglich – so wird vor allem vereinfachenden Interpretationen vorgebeugt, die es bei Hinweisen auf bloße Reproduktion belassen.

## Prämissen

Die folgenden, sich teilweise bedingenden Punkte sollen Prämissen anzeigen, die dem Vorhaben der vorliegenden Arbeit, bei der Erklärung von Wissenschaftssprache zu spezifizieren, zugrunde liegen.<sup>23</sup>

### a) Systematik der Erklärung

Eine Erklärung für die typische Prägung von Wissenschaftssprache sollte zunächst einmal systematisch vorgenommen werden, d. h. ihr sollte systematisch ein Erklärungsbegriff zugrunde gelegt werden. Bei bisherigen Erklärungen von Wissenschaftssprache wird eher unsystematisch und ohne festgelegten Erklärungsbegriff vorgegangen, was u. a. auch daran liegt, dass Erklärungen nicht die vordergründigen Ziele der betroffenen Ansätze darstellen.

### b) Mehrdimensionalität der Erklärung

Eine Erklärung für Wissenschaftssprache sollte außerdem mehrdimensional sein. Bisherige Erklärungsansätze für Wissenschaftssprache sind insofern eindimensional, als der für Wissenschaftssprache typische Merkmalreichtum auf eine einzelne Erklärungsdimension zurückgeführt wird (bspw. beim Ich-Verbot).<sup>24</sup> Im Verlauf der vorliegenden Arbeit wird sich jedoch zeigen, dass solche eindimensionalen Erklärungsansätze nicht immer zufriedenstellend sind. Für eine plausible Erklärung für Wissenschaftssprache werden demgegenüber vielmehr unterschiedliche vorhandene Erklärungsansätze verbunden und integriert sowie vor allem *ergänzt* werden müssen. Dies bedeutet im Speziellen, dass etwa in Hinblick auf eine Erklärung über Ideale noch weitere Dimensionen

---

**23** Folgendes sei betont: Bei diesen Prämissen handelt es sich eher um eine Rechtfertigung des eigenen Vorgehens als um eine Kritik an bisherigen Vorgehensweisen. Ich möchte mit ihnen deutlich machen, warum und inwiefern es mir notwendig erscheint, in Hinblick auf Wissenschaftssprache mit einem grundlagentheoretischen Fokus auf Handeln und Textproduktion zu arbeiten. Außerdem dürfen die Prämissen auch als Vorschlag gelesen werden, wie man hinsichtlich einer Erklärung von Wissenschaftssprache vorgehen könnte, womit natürlich kein Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben wird.

**24** Die Bezeichnung eindimensional bedeutet hier keineswegs beschränkt oder defizitär – sie sollte also nicht pejorativ aufgefasst werden. Damit ist allein gemeint, dass dem Muster der Erklärung eine Dimension zugrunde liegt bzw. dass das Explanans aus einer Dimension besteht (z. B. einem Ideal). Ebenso bedeutet eindimensional nicht, dass man sich in den entsprechenden Ansätzen (bspw. Weinrich und Kretzenbacher) ausschließlich und allein mit dieser einen Thematik, also etwa dem ‚Ich-Verbot‘, befasst (s. o.).

ergänzt werden, um das Explanans zu spezifizieren (s. u.). Es geht hier also um Ergänzung mit Blick auf Mehrdimensionalität und nicht um Ersetzung von Eindimensionalität.

Es wird sich auch zeigen, dass die bisherigen Erklärungsansätze eher abstrakt ausgerichtet sind, was ihre Erklärungskraft unter bestimmten Umständen einschränkt. Aus diesem Grund werde ich mich demgegenüber bei der angestrebten mehrdimensionalen Ergänzung auf eine konkretere Ebene konzentrieren.

### c) Empirische Basis

In engem Zusammenhang mit den vorausgehenden Prämissen steht, dass vorhandene Erklärungsansätze für Wissenschaftssprache mit empirischen Daten abgeglichen und überprüft werden sollten. Zentraler Bestandteil des in der vorliegenden Arbeit verwendeten systematischen Erklärungsbegriffs ist nämlich, dass sich u. a. durch neue empirische Erkenntnisse neue *Wissenssituationen* ergeben können, in denen bisherige Erklärungsansätze nicht mehr – wie noch vielleicht zuvor – greifen können. Daraus wird dann die Notwendigkeit abgeleitet, die Erklärung insgesamt weiter zu spezifizieren. Konkret wird sich dies in der vorliegenden Arbeit anhand der Ergebnisse aus der historischen empirischen Untersuchung zum *Unbestimmtheitsgebrauch* zeigen, nach denen bspw. eine Erklärung für Wissenschaftssprache mithilfe des Ich-Verbots problematisch wird. Aus diesem Umstand ergibt sich dann also die Notwendigkeit, die bisherigen Erklärungsansätze zu ergänzen.

### d) Grundlagentheoretische Ergänzung

Die anzustrebende Ergänzung bisheriger Erklärungsansätze und -dimensionen soll nicht nur – wie oben bereits angesprochen – auf einer weniger abstrakten Ebene stattfinden, sondern außerdem grundlagentheoretisch hergeleitet und erörtert werden. Aus der durch die empirischen Ergebnisse zum Unbestimmtheitsgebrauch hergestellten neuen Wissenssituation wird sich die Notwendigkeit ergeben, das *textproduktive Handeln* in der Wissenschaft theoretisch näher zu beleuchten. War es vor Veränderung der Wissenssituation bei bisherigen Erklärungen noch möglich, das textproduktive Handeln für die Erklärung unberücksichtigt zu lassen, geht das nun nicht mehr. Es muss also für *Erklärungszwecke* grundlagentheoretisch aufgearbeitet werden, was man unter Textproduktion in der Wissenschaft verstehen darf und vor allem welcher *Handlungsbegriff* dem zugrundeliegt. Wichtig ist also, dass für die zu ergänzende Erklärungsdimension Handlung nicht einfach auf vor-theoretische oder All-

tagsvorstellungen von Handlung zurückgegriffen wird, sondern dass ein Handlungsbegriff systematisch erarbeitet wird.<sup>25</sup>

### e) Veränderte Denkrichtung bei der Erklärung

Und schließlich ist die Ausrichtung bei der Erklärung für Wissenschaftssprache in der vorliegenden Arbeit allgemein und nicht bezogen auf konkrete sprachliche Phänomene wie bei den bisherigen Erklärungsansätzen. Die bisherige Denkrichtung wird also quasi umgekehrt. Hinter dem Anspruch, ein systematisches und mehrdimensionales Erklärungsmodell herauszuarbeiten, steckt der Versuch, *allgemein* zu erklären, warum in der Wissenschaft auf solch spezifische Weise Sprache verwendet wird, die einen überhaupt erst von einem abgegrenzten Bereich Wissenschaftssprache sprechen lässt. Die vorhandenen Erklärungsansätze, die auf konkrete Sprachphänomene wie Deagentivierungsmittel bezogen sind, dienen hierfür als wichtiger und notwendiger Bezugspunkt, von dem aus die weiterführenden Überlegungen ausgehen.

## Erklärungsbegriff

Kommen wir nun zur Explikation des Erklärungsbegriffs. Wie in Bezug auf die erste obige Prämisse angedeutet wurde, wird dem Vorhaben der vorliegenden Arbeit ein systematischer Erklärungsbegriff zugrunde gelegt. Als zentrale Orientierung wird hierfür ein sog. *induktiv-statistischer Erklärungstyp* gewählt. Mit der Wahl dieses Typs werden auch die anderen oben formulierten Prämissen abgedeckt. Die charakteristischen Eigenschaften dieses Erklärungstyps ziehen sich durch die gesamte vorliegende Arbeit, sie finden sich gewissermaßen in ihrer zugrunde liegenden Struktur wieder.<sup>26</sup>

Für den Begriff der Erklärung liegen unterschiedliche Ansätze in der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie vor (vgl. bspw. Klärner 2003). Als klassisch und grundlegend darf wohl zweifelsohne das sog. *covering law*-Modell der Erklärung angesehen werden, das sich in drei Typen unterscheidet: *deduktiv-nomologische Erklärung*, *deduktiv-statistische Erklärung* und *induktiv-statistische*

---

<sup>25</sup> Dies ist auch nicht zuletzt wichtig, als der Handlungsbegriff in der Fach- und Wissenschaftssprachforschung häufig zwar zu definatorischen Zwecken verwendet, aber selten näher theoretisch bestimmt wird (vgl. etwa Kalverkämper 1990: 94; Bungarten 1981a: 31).

<sup>26</sup> Es sei an dieser Stelle betont, dass es sich bei dem Rückgriff auf diesen Erklärungstyp vor allem auch um eine heuristisch gut geeignete Rahmung für das Vorhaben der Gesamtarbeit handelt, mit der die einzelnen Teile integriert werden können.

*Erklärung* (vgl. Hempel 1977). *Covering law*-Erklärungen im Allgemeinen lassen sich mit Holger Klärner wie folgt definieren:

Man spricht davon, dass *covering-law*-Erklärungen das Explanandum-Phänomen [das zu erklärende Phänomen, R. N.] unter ein im Explanans auftretendes ‚umfassendes Gesetz‘ (*covering law*) *subsumieren*. Eine *covering law*-Erklärung zeigt dabei, daß das Explanandum vor dem Hintergrund der im Explanans angeführten Information über Gesetze und Anfangs- und Randbedingungen *zu erwarten war*. Genau hierin besteht die Erklärungsleistung einer *covering law*-Erklärung bezüglich des jeweiligen Explanandums, und in genau diesem Sinne führt eine *covering law*-Erklärung zu Verständnis. (Klärner 2003: 27)

Die drei Typen unterscheiden sich nun in der Hinsicht, in welcher Weise das Explanans, also die Gesetze und Anfangs- und Randbedingungen, verstanden werden: Bei *deduktiv-nomologischen Erklärungen* liegen universelle Gesetze vor (also etwa physikalische Gesetze), die zu Anfangs- und Randbedingungen in Beziehung gesetzt werden, um zu deduktiv gültigen Erklärungen zu gelangen (vgl. Hempel 1977: 5ff). Zum Beispiel wird die Schwingungsdauer eines Pendels (Explanandum) mithilfe eines Explanans erklärt, das sich aus einem physikalischen Gesetz über die Schwingungsdauer mathematischer Pendel sowie den vorliegenden Anfangs- und Randbedingungen, also der Länge des Pendels und der Beschleunigung, zusammensetzt (vgl. Klärner 2003: 30).

*Deduktiv-statistische Erklärungen* sind den *deduktiv-nomologischen Erklärungen* recht ähnlich. Sie unterscheiden sich von diesen allerdings darin, dass im Explanans keine universellen, sondern statistische Gesetze vorliegen, sowie darin, dass das Explanandum aus einer statistischen Regularität besteht (vgl. Klärner 2003: 32). Es geht hier also um so etwas wie mathematisch-statistische Wahrscheinlichkeit, wie diejenige, dass die Wahrscheinlichkeit, bei einem Münzwurf ‚Kopf‘ oder ‚Zahl‘ zu erreichen, bei jeweils 50 Prozent liegt. Bei der Erklärung wird dabei eine engere statistische Gesetzmäßigkeit unter eine umfassendere statistische Gesetzmäßigkeit subsumiert bzw. die engere wird aus der umfassenderen abgeleitet (vgl. Hempel 1977: 59):

Die Ableitung wird durch die mathematische Theorie der statistischen Wahrscheinlichkeit bewerkstelligt, die es ermöglicht, gewisse abgeleitete Wahrscheinlichkeiten (auf die im Explanandum Bezug genommen wird) aus anderen Wahrscheinlichkeiten (die im Explanans gegeben werden) zu berechnen, wobei die letzteren empirisch ermittelt oder hypothetisch angenommen wurden. (Hempel 1977: 60)

Zum Beispiel: Aus der statistischen Wahrscheinlichkeit, dass bei einem Münzwurf ‚Kopf‘ (bzw. „Wappen“) mit einer Wahrscheinlichkeit von 50 Prozent erscheint sowie aus der Hypothese, dass bei mehreren Würfeln jeder einzelne Wurf vom anderen unabhängig ist, folgt „*deduktiv*, daß die Wahrscheinlichkeit für

Wappen [auch] nach einer langen Folge, bei der stets Wappen auftrat, immer noch  $\frac{1}{2}$  ist.“ (Hempel 1977: 59)

Bei *induktiv-statistischen Erklärungen* sind die Gesetze im Explanans ebenfalls nicht universell, sondern statistisch. Anders als bei *deduktiv-statistischen Erklärungen* besteht das Explanandum hier jedoch nicht aus statistischen Regularitäten, sondern aus „*einzelne[n], spezielle[n] Ergebnisse[n]*.“ (Klärner 2003: 33) Außerdem ist das Explanandum keine deduktive Folge aus dem Explanans, sondern vielmehr: „[D]as Explanans [verleiht] dem Explanandum einen mehr oder weniger hohen Grad induktiver Stützung oder logischer (induktiver) Wahrscheinlichkeit.“ (Hempel 1977: 66) Oder anders formuliert: „Bei einer IS-Erklärung [induktiv-statistischen Erklärung] macht das Vorliegen der im Explanans genannten Information es also nicht *sicher*, sondern lediglich *wahrscheinlich*, daß der durch den Explanandum-Satz bezeichnete Sachverhalt eintritt.“ (Klärner 2003: 33) Ein Beispiel: Dass ein Patient von einer Streptokokken-Infektion genesen ist (Explanandum), wird mit dem folgenden Explanans erklärt: Die Tatsachen, dass der Patient an einer Streptokokken-Infektion erkrankt ist sowie dass er mit Penicillin behandelt wurde, stellen die Anfangs- und Randbedingungen dar. Diese Bedingungen werden mit dem statistischen Gesetz in Verbindung gebracht, dass durch Penicillin mit einer hohen Wahrscheinlichkeit Streptokokken-Infektionen geheilt werden können. Das Explanandum, das besagt, dass der Patient geheilt ist, wird also mithilfe dieses Explanans erklärt; alltäglicher formuliert würde man vielleicht sagen: Der Patient ist geheilt, weil er mit Penicillin behandelt wurde.

Was bedeutet das nun für das Vorhaben der vorliegenden Arbeit? Zunächst einmal kann man sagen, dass *deduktiv-nomologische Erklärungen* und *deduktiv-statistische Erklärungen* für unseren Zugang einer Erklärung von Sprache nicht in Frage kommen: Es geht hier nicht darum, mithilfe von universellen Gesetzen oder mithilfe von statistischen Wahrscheinlichkeiten Sprache deduktiv zu erklären, da man m. E. auf diese Weise dem Gegenstand Sprache nicht gerecht wird.<sup>27</sup> Mit ihrer Hilfe kann man vielleicht mathematisch-naturwissenschaftliche Phänomene erklären, aber nicht kulturelle und soziale Phänomene wie Sprache. Mehr Sinn macht dagegen der Rückgriff auf den Typ der *induktiv-statistischen Erklärung*. Demnach geht es hier grob gesagt darum, ein Explanans herauszuarbeiten, das dem Explanandum, also gruppenspezifischem Sprach-

---

<sup>27</sup> Was aber nicht heißt, dass solche Erklärungen für Sprachgebrauch nicht angestrebt werden. Aus meiner Sicht liegen solchen Versuchen aber stark naturwissenschaftlich geprägte Sprachverständnisse zugrunde, die Sprache nicht in erster Linie als in ihren sozialen und kulturellen Zusammenhängen geprägt verstehen.

gebrauch, „einen mehr oder weniger hohen Grad induktiver Stützung oder logischer (induktiver) Wahrscheinlichkeit“ verleiht (Hempel 1977: 66) – es geht also nicht um deduktive Sicherheiten bzw. Gültigkeiten der Erklärung, sondern um eine (möglichst) *maximale Spezifizierung der Erklärung*.

Der Rückgriff auf diesen Erklärungstyp wird dabei jedoch nicht in einem strengen Sinne vorgenommen, sondern er sollte vielmehr als eine Art lose Orientierung verstanden werden. Es wird hier also zum Beispiel nicht von statistisch genau berechneten Gesetzen ausgegangen.<sup>28</sup> Vielmehr geht es mir bei der Erklärung darum, für unser Explanandum ein Explanans vorzulegen, in dem *empirische Ergebnisse* und *theoretische Überlegungen* in plausibler Form so aufeinander bezogen werden, dass sie eine *maximal plausible Erklärung* für gruppenspezifischen Sprachgebrauch liefern.

Der Rede von ‚Plausibilität‘ liegt ein Gedanke zugrunde, der für *induktiv-statistische Erklärungen* wesentlich ist: Im Rahmen von *induktiv-statistischen Erklärungen* besteht nämlich immer die Möglichkeit von „rivalisierenden Argumenten“ (Hempel 1977: 77) für ein Explanans, die zu einer Mehrdeutigkeit führen können: Für *induktiv-statistische Erklärungen* besteht also grundsätzlich das „Problem der Erklärungsmehrdeutigkeit“ (Hempel 1977: 76), wonach in einem Explanans unterschiedliche (teils divergierende) Erklärungsansätze vorhanden sein können. Mit dem Grundsatz, dass es hier nicht um deduzierte Sicherheiten bzw. Gültigkeiten geht, geht demnach einher, dass die Erklärung immer nur eine Art potentielle, also nie eine absolut sichere Gültigkeit besitzen kann. Deshalb ist für *induktiv-statistische Erklärungen* die „Forderung nach maximaler Spezifizierung“ zentral (Hempel 1977: 79; Hervorhebung von R.N.), wonach ein Explanans immer wieder angepasst und ergänzt werden muss, wenn bspw. neue Forschungsergebnisse oder theoretische Innovationen die Voraussetzungen für das Explanans verändern, d. h. also wenn eine neue „Wissenssituation“ (Hempel 1977: 86) eintritt. Das bedeutet für unseren Zusammenhang also, dass eine Erklärung, die sich in Hinblick auf ihre Plausibilität vor dem Hintergrund solcher Veränderungen ebenfalls verändert, hinsichtlich ihrer Plausibilität entsprechend (maximal) angepasst werden muss.

Die Orientierung an diesem Erklärungstyp spiegelt sich, wie oben angedeutet, im Grunde in der Gesamtstruktur der vorliegenden Arbeit wider und lässt

---

<sup>28</sup> Der Gesetzesbegriff bleibt in der gesamten Diskussion ohnehin uneindeutig (vgl. Klärner 2003: 41).

sich in Hinblick auf Wissenschaftssprache an dem folgenden, in der vorliegenden Arbeit vorzunehmenden Vierschritt festmachen:<sup>29</sup>

- A Erarbeitung von Erklärungsansätzen für Wissenschaftssprache,
- B neue Wissenssituation nach Abgleich von Erklärungsansätzen mit Empirie (Unbestimmtheit),
- C fehlende Erklärungskraft des Explanans,
- D maximale Spezifizierung des Explanans durch Ergänzung.

A: Das konkrete Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, zunächst einmal ein Erklärungsspektrum aus vorliegenden, einschlägigen Erklärungsansätzen für das Explanandum, also für typischen Sprachgebrauch im Sozialbereich Wissenschaft, herauszuarbeiten. Bei diesen Erklärungsansätzen handelt es sich nicht notwendigerweise um Ansätze, deren expliziter Anspruch auch das Erklären selbst ist; d. h. die Erklärungsansätze können auch implizit zugrunde liegen und müssen dann also systematisch und explizit herausgestellt werden.

B: Diese Erklärungsansätze sowie weitere potentielle Erklärungsmöglichkeiten werden daraufhin in Beziehung gesetzt zu empirischen Befunden des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs, die mithilfe einer eigens vorgenommenen Korpusuntersuchung zum historischen Gebrauch von Unbestimmtheitsmitteln erzielt werden. Das Ziel dieser Korpusuntersuchung ist es, die Erklärungskraft bzw. Plausibilität der herausgearbeiteten Erklärungsansätze zu überprüfen.

C: Dieser Abgleich der empirischen Ergebnisse mit den Erklärungsansätzen wird eine gewisse Diskrepanz zwischen dem bisherigen Explanans und der Empirie des Sprachgebrauchs aufzeigen. Es wird also die Notwendigkeit deutlich, das vorhandene Explanans zu erweitern.

D: Auf dieser Auseinandersetzung aufbauend soll dann das bisherige nicht gänzlich greifende Explanans, gemäß einer *induktiv-statistischen Erklärung*, theoretisch ergänzt und grundiert werden, um so der Anforderung einer ‚maximalen Spezifizierung des Explanans‘ (s. o.) gerecht zu werden (ausführlich zur Methodik siehe weiter unten).

Kurzum: Das bisherige Explanans für Wissenschaftssprache, das sich aus unterschiedlichen (teils rivalisierenden) Erklärungsansätzen zusammensetzt, wird in Beziehung gesetzt zum empirischen Sprachgebrauch, genauer zum Gebrauch von Unbestimmtheitsmitteln (s.u.), und daraufhin grundlagentheoretisch erweitert bzw. spezifiziert.

---

<sup>29</sup> Dieser Vierschritt findet sich gewissermaßen auch in der Aufteilung der Arbeit, mit den zwei großen Abschnitten A und C, wieder.

## 1.2 Verortung und Hintergründe der Arbeit

Mit Blick auf das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit scheint es notwendig zu sein, einen relativ komplexen Zugang zu wählen, der Forschungsbereiche wie die Wissenschaftssprachforschung, die (wissenschaftliche) Textproduktionsforschung, die Sprachtheorie und die Sozial- und Kulturtheorie aufeinander bezieht. Die Integration dieser Bereiche scheint nicht allein vor dem Hintergrund der oben aufgeführten Argumentation produktiv für das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit, sondern darüber hinaus u. U. auch für die jeweiligen Bereiche selbst gewinnbringend zu sein.

Im Folgenden seien kurz einige Überlegungen zur Integration der einzelnen Bereiche angedeutet. Den Ausgangspunkt stellt dabei der Zusammenhang von Wissenschaftssprach- und Textproduktionsforschung dar: Die Wissenschaftssprachforschung lässt sich gewissermaßen als ein – sehr prominenter – Vertreter der Fachsprachenforschung ansehen, aus der heraus sie sich im Grunde etabliert hat (vgl. Kalverkämper 1998: 50–53). Bei der Beschäftigung mit Fachsprache stand von Beginn der Fachsprachenforschung in den 1960er Jahren bis ungefähr in die 1980er Jahre der Fokus auf die fachsprachliche Terminologie im Vordergrund (vgl. Kalverkämper 1998: 48):

Die Analyse und Beschreibung von Fachwortschätzen war lange Zeit [...] das zentrale und nahezu einzige Thema aller Fachsprachenforschung. Ja, Fachsprachenforschung ließ sich bis in die jüngere Zeit hinein durchaus gleichsetzen mit: Fachlexik- bzw. Terminologieforschung. (Knobloch & Schaefer 1996: 9)

Eine ähnliche anfängliche Terminologiefixierung kann man auch für die Wissenschaftssprachforschung im Speziellen konstatieren (vgl. Drozd & Seibicke 1973; auch Steinhoff 2007a: 11). Erst später wendete man sich in der Fach- und Wissenschaftssprachforschung dann vermehrt vor allem auch der grammatischen Spezifik, und hier vor allem der Syntax, sowie auch textlinguistischen und pragmatischen Fragen zu (vgl. Kalverkämper 1998: 48; Bungarten 1981b), wobei es natürlich immer auch um das Verhältnis von Wissenschaftssprache bzw. -kommunikation zu anderen Bereichen der Kommunikation (etwa der Gemeinsprache) oder aber um die Rolle von Wissenschaftssprache im internationalen Vergleich ging und geht (vgl. etwa Kalverkämper & Weinrich 1986; Bungarten 1989b; Kretzenbacher & Weinrich 1994; Wiegand 1999; Klein 2003). In jüngster Zeit widmet man sich zudem auch verstärkt historischen Perspektiven auf Wissenschaftssprache (vgl. Eins, Glück & Pretschner 2011; Klein 2011; Prinz & Schiewe 2017). Im Großen und Ganzen kann man sagen, dass die Wissenschaftssprachforschung in dieser Hinsicht eine stark ausgeprägte Präferenz für die

Betrachtung von wissenschaftssprachlichen *Produkten* aufweist.<sup>30</sup> Ebenfalls in jüngerer Zeit rückt verstärkt auch die *Produktion* von wissenschaftlichen Texten in den Vordergrund. Dies geschieht vor allem aus der Perspektive des studentischen Schreibens, also in erster Linie mit Fokus auf die Kompetenzentwicklung beim wissenschaftlichen Schreiben (vgl. Feilke & Steinhoff 2003; Steinhoff 2007a; Pohl 2007). Wissenschaftliches Schreiben wird dabei als ‚domänen- und disziplinspezifisches Schreiben‘ verstanden, das – etwa gegenüber dem Schreiben in der Schule – als ein eigenständiger Kompetenzbereich angesehen wird, der sich u. U. auch disziplinär unterschiedlich ausgestaltet (vgl. etwa Adamzik, Antos & Jakobs 1997; Lehnen 2009). In der vorliegenden Arbeit wird der Produktion von (wissenschaftlichen) Texten ebenfalls ein zentraler Status zugesprochen. Textproduktion wird hier allerdings vor allem als eine zentrale *theoretische Kategorie* betrachtet, die für die Beschäftigung mit Wissenschaftssprache bzw. wissenschaftlichen Texten fundamental ist, wie oben mit Bezug auf Gerd Antos (1981) herausgestellt wurde.<sup>31</sup> In der vorliegenden Arbeit wird der Überlegung von Antos im Grunde entsprochen: Im Rahmen der historischen Wissenschaftssprachforschung, bei der wissenschaftliche Textprodukte empirisch untersucht werden, wird theoretisch von der wissenschaftlichen Textproduktion ausgegangen und diese dabei handlungstheoretisch erörtert.

Hiermit kommt zugleich die kulturtheoretische Fundierung des Textproduktionsbegriffs zum Tragen. Mit der Antos’schen Überlegung ist also insofern zugleich der Zusammenhang von Textproduktionsforschung und Sozial- und Kulturtheorie angesprochen, als für eine ‚Theoretisierung‘ von Textproduktion im oben vorgestellten Sinne eine Orientierung an den Sozial- und Kulturtheorien und deren Handlungsverständnissen grundlegend zu sein scheint. Der hier vertretene kulturtheoretische Ansatz der Praxistheorie enthält zudem – wie in der obigen Skizze herausgestellt wurde – gewisse Parallelen zum sprachtheoretischen Ansatz von Sybille Krämer (u. a. 2001), weshalb also Textproduktionsforschung, Kulturtheorie und Sprachtheorie hier grundsätzlich in einem engen Zusammenhang gedacht werden. Auf die zentralen theoretischen Hintergründe zu diesem Zusammenhang ist bereits oben überblicksartig eingegangen worden, weshalb an dieser Stelle darauf verzichtet wird.

---

<sup>30</sup> Einen guten Überblick gibt bspw. Bongo (2010).

<sup>31</sup> Es sei betont, dass es mir allein um den handlungstheoretischen Status von Textproduktion geht. Textproduktion dient ausschließlich als theoretische Kategorie für die hier anzustellen- den Überlegungen. Diesem Handlungsfokus liegt ein spezifischer Textbegriff zugrunde, der unter 8.2.2 mit Blick auf die Performativitätsforschung herausgearbeitet wird.

Die Komplexität des hier gewählten Zugangs scheint – wie gesagt – auf der einen Seite notwendig zu sein, um dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit nachgehen zu können. Auf der anderen Seite dürfte dieser Zugang aber auch z. T. produktiv für die jeweils einzelnen Forschungsbereiche sein: So erscheint es – wie in der obigen Argumentationsskizze betont – notwendig, die im praxistheoretischen Ansatz einfach vorausgesetzte Übertragung des Handlungsverständnisses auf das Sprachhandeln zu spezifizieren. Diese Spezifizierung ist im Grunde nur sinnvoll, wenn die Textproduktionsforschung systematisch einbezogen und auch mit der Sprachtheorie verbunden wird. Für die Textproduktionsforschung wiederum muss im Großen und Ganzen konstatiert werden, dass *systematische* handlungstheoretische Überlegungen in Bezug auf Textproduktion bisher im Grunde kaum angestellt wurden bzw. dass der Handlungsaspekt in diesem Zusammenhang oftmals weitestgehend vorausgesetzt wird, von Ausnahmen wie den Arbeiten von Gerd Antos (1981; 1982) und Arne Wrobel (1995) einmal abgesehen. In Orientierung an diese Arbeiten soll in der vorliegenden Arbeit auch ein Beitrag in diesem Zusammenhang geleistet werden. Und schließlich scheint mir die zentrale theoretische Fokussierung der Textproduktion (mit der kultur- und sprachtheoretischen Fundierung) auch für die Sprachtheorie selbst fruchtbar zu sein. Mit den herauszuarbeitenden praxis- und performativitätstheoretischen Überlegungen zum *Formulieren* wird ein Aspekt im Rahmen des Krämer'schen Ansatzes beleuchtet, der bisher nicht in der Form berücksichtigt wurde, denn der Performativitätsaspekt mit dem Hervorbringungs- und Materialitätsgedanken wurde bisher eher in Bezug auf das Sprechen oder auf Medien und weniger in Bezug auf das Schreiben als Handeln angewendet. Dieser sprachtheoretische Zugang darf grundsätzlich auch als Beitrag zu der in der Sprachwissenschaft in der jüngeren Zeit geführten Diskussion über den Praktikenbegriff verstanden werden (vgl. Günthner 1995; Fiehler 2000; Linke 2010), der relativ stark am Konzept der ‚kommunikativen Gattungen‘ von Thomas Luckmann (1986; 1997) orientiert ist.

Dieser theoretische Hintergrund der vorliegenden Arbeit ist eingebettet in den folgenden programmatischen Zusammenhang: Die eingangs skizzierte Argumentation der vorliegenden Arbeit folgt in ihren Grundzügen einem als ‚Aufruf‘ interpretierbaren Themenheft aus der *Zeitschrift für germanistische Linguistik* aus dem Jahr 2006, in dem es um die programmatische Einordnung einer *kulturwissenschaftlich orientierten Linguistik* geht (vgl. bspw. Günthner & Linke 2006; Ehlich 2006; Jäger 2006). Dass Linguistik nicht selbstverständlich in einem produktiven Verhältnis zu Kultur steht, zeigt Ludwig Jäger anhand der Entwicklung der Sprachwissenschaft seit ihrer Etablierung als einer eigenständigen Disziplin zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf (vgl. Jäger 2006). Diese Ent-

wicklung ist gekennzeichnet durch zunehmende „Auslagerungen kultureller Phänomenbereiche“ (Jäger 2006: 29) und eine u. U. stark ausgeprägte Orientierung an den Naturwissenschaften (vgl. Jäger 2006: 30; auch Jäger 2003; Ehlich 2006: 58):

Die disziplinäre Herausbildung des Faches ist also [...] seit dem frühen 19. Jahrhundert zunehmend durch ein Selbstverständnis geprägt, das die Konstitution des Erkenntnisgegenstandes Sprache nur in dem Maße als wissenschaftlich konzidiert, in dem die für die Humboldtsche Tradition der Sprachwissenschaft noch bestimmende Verflechtung von Sprache und Kultur systematisch gelöst wird – zugunsten eines Sprachbegriffs, der Sprache entweder vor dem Hintergrund der Opposition von *Natur* und *Geist* auf der Seite der Natur oder vor dem Hintergrund der Opposition von *internem* (universalem) Wissen und *externem* (partikulärem) Verhalten auf der Seite des internen Wissens oder schließlich vor dem Hintergrund der Opposition von *innerer* und *äußerer* Sprachwissenschaft auf der Seite der inneren Sprachwissenschaft situiert. (Jäger 2006: 32)

Vor diesem Hintergrund einer überwiegenden Abstinenz von Kultur in der Sprachwissenschaft ist es nicht verwunderlich, dass die Sprachwissenschaft im Allgemeinen, aber auch die eigentlich kulturorientierten Fragestellungen nachgehende Sprachwissenschaft im Speziellen im kulturtheoretischen Diskurs kaum in Erscheinung tritt (vgl. Jäger 2006: 36–41),<sup>32</sup> obwohl sachlich genügend Anschlussmöglichkeiten vorhanden wären, was man besonders gut am sog. ‚linguistic turn‘ in den Kulturwissenschaften sehen kann (vgl. Günthner & Linke 2006: 2–6).

Die vorliegende Arbeit versteht sich nun als ein Versuch, dieser überwiegenden ‚Kulturvergessenheit der Sprachwissenschaft‘ zu begegnen, und verortet sich demnach grundsätzlich in ein Feld von – teils programmatischen –

---

**32** Ausführlich heißt es bei Jäger hierzu: „Insgesamt ist es also nicht verfehlt, festzustellen, dass zwischen dem hohen Stellenwert, den die ‚kulturalistische Herausforderung‘ in den Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt erlangt hat, und dem Maß an Aufmerksamkeit, das der kulturellen Dimension des Erkenntnisobjektes Sprache im disziplinären Feld der Sprachwissenschaft zugemessen wird, eine sachlich nicht legitimierbare Distanz besteht. Tatsächlich muss, wirft man einen Blick auf den disziplinären Ort der Sprachwissenschaft im gegenwärtigen Gefüge der Geistes- und Sozialwissenschaften, eine solche Distanz für weite Teile der Linguistik konstatiert werden. Dies gilt in gewissem Maße selbst für die subdisziplinären Felder der Sprachwissenschaft, die dem kognitivistischen Leit-Paradigma nicht zugehören und sachlich im engeren oder weiteren Sinne kulturwissenschaftlichen Fragestellungen zugeordnet werden müssen: etwa die Sprechhandlungstheorie und pragmatische Kommunikationsanalyse, die Diskursanalyse und (ethnomethodologische) Konversationsforschung, die kommunikationswissenschaftliche Medienwissenschaft und die linguistische Medienforschung – um nur einige zu nennen.“ (Jäger 2006: 38)

Zugängen, die Sprache systematisch im Zusammenhang mit Kultur behandeln oder die Sprachwissenschaft als (Teil von) Kulturwissenschaft verstehen (vgl. neben den oben aufgeführten z. B. auch Maas 1987; Gardt, Haß-Zumkehr & Roelcke 1999; Ágel 1999; Auer 2000; Gardt 2003; Warnke 2004; Busse, Niehr & Wengeler 2005; Linke & Feilke 2009) – wenngleich hier mitunter natürlich recht unterschiedliche Kulturbegriffe zugrunde liegen.

### 1.3 Methodisches Vorgehen

Methodisch wird in der vorliegenden Arbeit wie folgt vorgegangen: Im ersten Teil der Arbeit (Abschnitt A) werden zunächst die Diskurse zu Erklärungsansätzen für Wissenschaftssprache vorgestellt. Anschließend werden diese mithilfe einer empirischen, z. T. korpusbasierten Untersuchung zum Unbestimmtheitsgebrauch in Hinblick auf ihre Plausibilität überprüft. Im zweiten großen Teil der Arbeit (Abschnitt C) wird dann mit grundlagentheoretischer Begriffsarbeit zum Handlungs- und Textproduktionsbegriff das als nicht ausreichend befundene bisherige Explanans für den typischen Gebrauch von Wissenschaftssprache ergänzt, um auf diese Weise – im Sinne einer induktiv-statistischen Erklärung – die Plausibilität des Explanans maximal zu spezifizieren. Aus der Empirie wird folglich gewissermaßen die Notwendigkeit abgeleitet, grundlagentheoretische Überlegungen zu einem Handlungs- und Textproduktionsbegriff für gruppenspezifischen Sprachgebrauch anzustellen.

Der empirischen Untersuchung liegen die folgenden Überlegungen zugrunde: Wie eingangs unter 1.1 bereits betont, wird in der vorliegenden Arbeit der Gebrauch von Unbestimmtheitsmitteln in der deutschen Wissenschaftssprache aus diachroner Perspektive untersucht. Der diachrone und empirische Fokus auf Unbestimmtheit wird hier vor allem als ein gut geeignetes Verfahren betrachtet, um etablierte Erklärungsmuster für wissenschaftlichen Sprachgebrauch zu überprüfen. Um die historische Entwicklung des Gebrauchs von Unbestimmtheitsmitteln in der Wissenschaftssprache nachvollziehen zu können, wird sowohl eine quantitative als auch eine qualitative Analyse von wissenschaftlichen Zeitschriftenaufsätzen durchgeführt. Für die quantitative Analyse wurde ein Korpus mit Aufsätzen aus linguistischen Fachzeitschriften erstellt, das sich in drei zeitlich divergierende Teilkorpora unterteilt (Zeiträume 1900, 1970 und 2010). Bei der quantitativen Untersuchung geht es zunächst einmal darum, relativ unvoreingenommen die Relevanz von Unbestimmtheit in der deutschen Wissenschaftssprache insgesamt sowie vor allem in den unterschiedlichen historischen Zeiträumen zu erfassen. Ist Unbestimmtheit überhaupt rele-

vant für die deutsche Wissenschaftssprache? Gibt es ggf. historische Unterschiede?

Eine solche quantitativ-diachrone Perspektive auf den unbestimmten Sprachgebrauch ist für die deutsche Wissenschaftssprache in der bisherigen Forschung in der Form nicht eingenommen worden. In der sehr einschlägigen Untersuchung von Gross, Harmon und Reidy (2002) werden zwar (naturwissenschaftliche) Wissenschaftstexte verschiedener Einzelsprachen vom 17. bis ins 20. Jahrhundert unter verschiedenen Gesichtspunkten analysiert. So untersuchen die Autoren bspw. auch in deutschsprachigen Texten den Gebrauch des Phänomens ‚Hedging‘, das sich z. T. auch mit dem Verständnis von Unbestimmtheit in der vorliegenden Arbeit deckt.<sup>33</sup> Die Untersuchung der deutschen Wissenschaftssprache beschränkt sich in der Studie von Gross, Harmon und Reidy allerdings auf die Zeit bis einschließlich zum 19. Jahrhundert; das 20. Jahrhundert, also der in der vorliegenden Arbeit im Wesentlichen interessierende Zeitraum, wird dort vor allem in Hinblick auf die englischsprachige Wissenschaftssprache berücksichtigt (vgl. Gross, Harmon & Reidy 2002: 163). Insofern wird also mit der hier anzustellenden Untersuchung diese ‚Lücke‘ für die deutschsprachige Wissenschaftssprache des 20. Jahrhunderts in Hinblick auf Unbestimmtheitsmittel zumindest ein Stück weit geschlossen.

Auf zwei in Bezug auf das methodische Vorgehen der vorliegenden Arbeit möglicherweise aufkommende Fragen sei bereits an dieser Stelle kurz eingegangen, da mit diesen Fragen auch weitere hier zu bearbeitende Desiderata verbunden sind: Zum einen mag man sich vielleicht fragen, warum bei einer derartigen Frage lediglich ein vergleichsweise junger Zeitraum von ca. 1900 bis 2010 gewählt wird. Dies hängt mit Erkenntnissen der jüngeren epistemologischen Forschung zusammen, nach der die erkenntnistheoretische Kategorie der *Objektivität* keine ‚ewige‘ oder lange etablierte Kategorie in der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung ist, sondern eine vergleichsweise junge Geschichte hat (vgl. Daston & Galison 2007). Erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts etablierte sich Objektivität demnach als relevante Kategorie des naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses, in ideeller und praktischer Hinsicht. Da das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit über die Autorschaftskonzepte des ‚Ich-Verbots‘ oder der ‚Rhetorik der Durchsichtigkeit‘ in elementarer Weise mit dem Erkenntnisideal der Objektivität verbunden ist, musste dieser epistemologischen Perspektive Rechnung getragen werden. Für die Linguistik ab der Zeit um 1900, deren Texte ja dem Korpus zugrunde liegen, darf also zumindest prinzipiell davon ausgegangen werden, dass die Kategorie der Objektivität eine

---

<sup>33</sup> Zum Hedging in der deutschen Wissenschaftssprache vgl. bspw. Schröder (1998).

Rolle spielt, was für frühere Zeiträume eben nicht gewährleistet wäre. Dies darf nicht zuletzt auch deshalb angenommen werden, da die Sprachwissenschaft sich vor allem seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts – u. a. zur Legitimierung der eigenen Disziplin – zumindest in Teilen stark an den Naturwissenschaften orientierte (vgl. Gardt 1999: 278; Helbig 1986: 14).

Hiermit kommen wir auch zur zweiten Frage: Man mag sich vielleicht fragen, warum das Korpus allein sprachwissenschaftliche Zeitschriftenaufsätze enthält und nicht etwa auch solche aus anderen, etwa naturwissenschaftlichen Disziplinen. Zum einen gibt es gerade gegenwärtig in den Naturwissenschaften kaum noch deutschsprachige Publikationen, da dort in erster Linie englischsprachig publiziert wird. Dies spricht also gegen die Etablierung eines naturwissenschaftlichen Korpus. Neben dieser ganz praktischen Begründung gibt es auch gute Gründe, die für die Untersuchung von sprachwissenschaftlichen Texten sprechen. So darf z. B. die systematische Beschäftigung mit *sprachwissenschaftlicher Wissenschaftssprache* als Desiderat in der Wissenschaftssprachforschung betrachtet werden (vgl. Wolski 1998: 1341). In der Wissenschaftssprachforschung steht demnach üblicherweise die Beschäftigung mit Naturwissenschaften im Vordergrund – der Sprachgebrauch in der eigenen Disziplin bleibt eher unberücksichtigt.

Die Berücksichtigung von sprachwissenschaftlichen Texten bringt zudem einen Vorteil mit sich, der vor allem in der qualitativen Untersuchung eine Rolle spielt. Die ausgewählten Zeiträume um 1900 und 1970 zeichnen sich dadurch aus, dass in der Sprachwissenschaft – natürlich ganz grob – eine gewisse Bipolarität zwischen an Naturwissenschaften orientierten sowie eine solche Orientierung ablehnenden Ausrichtungen besteht. Für den Zeitraum 1900 sind das die lange Zeit sehr dominanten, an den Naturwissenschaften angelehnten Junggrammatiker, denen eine heterogene Menge ‚nicht-naturwissenschaftlicher‘ Zugänge (also bspw. die Mundartforschung) gegenübersteht. Für den Zeitraum 1970 handelt es sich hierbei um die sich grundsätzlich als naturwissenschaftlich verstehende generative Linguistik, der die mit der pragmatisch-kommunikativen Wende aufkommende linguistische Pragmatik gegenübersteht. Die Sprachwissenschaft ist als Grundlage für die Textauswahl also insofern interessant, als sich in ihr die klassische Zweiteilung in Natur- und Geisteswissenschaften quasi *en miniature* niederschlägt.<sup>34</sup> Vor diesem Hintergrund soll in der qualitativen Untersuchung u. a. der Frage nachgegangen werden, ob die jeweiligen Ausrichtungen (naturwissenschaftlich oder ‚nicht-naturwissenschaft-

---

<sup>34</sup> Außerdem ist mit der Analyse von Texten der ‚eigenen Disziplin‘ natürlich auch gewährleistet, dass möglicherweise relevante Inhalte besser nachvollzogen werden können.

lich‘) sich hinsichtlich des unbestimmten Sprachgebrauchs unterscheiden und ob sich dies ggf. historisch unterscheidet. Auch hier geht es also um die übergeordnete Frage dieser Arbeit, inwiefern konzeptionelle Ausrichtungen auf einer (reflektierten) *Diskursebene*, wie etwa ein Selbstverständnis als naturwissenschaftlich orientierte Sprachwissenschaft, sich im Sprachgebrauch niederschlagen. Ist es also so, dass eine naturwissenschaftliche Ausrichtung in der Sprachwissenschaft einen anderen sprachlichen Ausdruck in Hinblick auf Unbestimmtheit aufweist als eine ‚nicht-naturwissenschaftliche‘ Ausrichtung? Und ist dies ggf. historisch konstant oder gibt es diesbezüglich Unterschiede? Qualitativ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass der Gebrauch von Unbestimmtheitsmitteln in den spezifischen Kontexten und funktionalen Zusammenhängen betrachtet wird, wobei weniger die Menge der untersuchten Texte und der Belegzahlen im Vordergrund stehen.

## 1.4 Aufbau der Arbeit

Schließlich sei noch kurz der Aufbau der Arbeit erläutert. Im ersten Abschnitt der Arbeit (A) geht es um die *Erklärung von Wissenschaftssprache* und ihre Überprüfung. Vorgestellt werden zunächst unterschiedliche Zugänge aus der Wissenschaftssprachforschung (siehe 2.) oder der wissenschaftstheoretischen Forschung (siehe 3.). Sie bilden die Grundlage für Erklärungsansätze, die man in Hinblick auf typischen wissenschaftlichen Sprachgebrauch vorbringen kann. In Kapitel 3 wird mit den konzeptionellen Ausrichtungen in der Sprachwissenschaft auf der einen Seite eine inhaltliche Grundlage für die qualitative Untersuchung vorgestellt: Es geht hier also im Rahmen der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft vor allem um unterschiedliche Positionierungen bzw. konzeptionelle Ausrichtungen in Hinblick auf das eigene Verhältnis zu den Naturwissenschaften. Auf der anderen Seite wird aus dieser Darstellung ebenfalls eine potentielle Erklärung für wissenschaftlichen Sprachgebrauch abgeleitet. In Kapitel 5 wird schließlich die empirische Untersuchung zum Gebrauch von Unbestimmtheitsmitteln vorgestellt, die zum einen korpusbasiert (siehe 5.2) und zum anderen qualitativ erfolgt (siehe 5.3).

In Abschnitt B wird ein Zwischenfazit gezogen. Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung werden hier in Beziehung zu den vorab herausgestellten Erklärungsansätzen gesetzt und diskutiert. Aus dieser Diskussion werden dann die Motivation und die Ausrichtung der unter Abschnitt C anzustellenden grundlagentheoretischen Überlegungen abgeleitet.

In Abschnitt C wird schließlich die grundlagentheoretische Erörterung eines Handlungs- und Textproduktionsbegriffs vorgenommen. Hierfür wird zunächst

einmal das Verständnis eines praxistheoretischen Handlungsbegriffs vorgestellt (siehe 6.1). Diese Überlegungen zur Praxistheorie werden zugleich in die aktuelle Praktikendiskussion in der deutschen Sprachwissenschaft verortet, wobei Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufgezeigt werden (siehe 6.2). Im Anschluss wird zunächst Textproduktion im Allgemeinen in Hinblick auf sprachhandlungstheoretische Grundlagen beleuchtet (siehe 7.), woraufhin ein Verständnis von Textproduktion in Wissenschaftskulturen auf der Grundlage der praxistheoretischen Ausführungen und weiterer kulturtheoretischer – vor allem performativitätstheoretischer – Überlegungen herausgearbeitet wird (siehe 8.). In diesem Zusammenhang werden die Kategorien der *Wiederholung* und *Performativität*, der *Körperlichkeit* sowie zu *Formulieren und Übergänge* in die Überlegungen zur Textproduktion eingebracht (siehe 8.2, 8.3 und 8.4). Schließlich werden die vorausgehenden theoretischen Überlegungen mit Blick auf die Kategorien Subjekt und Autor zusammengetragen und vor dem Hintergrund historischer Wissenschaftskulturen verortet (siehe 8.5).

# A – Zur Erklärung von Wissenschaftssprache

Warum ist die deutsche Wissenschaftssprache, wie sie ist? Wie kommt es, dass man in Bezug auf sie sagen kann, dass sie sich in einer typischen, charakteristisch wiedererkennbaren Weise ausprägt? Wie kann man also erklären, dass für den gesellschaftlichen Bereich der Wissenschaft eine offensichtlich gruppenspezifische Verwendung von sprachlichen Mitteln, also etwa von spezifischen lexikalischen und morpho-syntaktischen Konstruktionen, vorliegt, die sich von der Sprachverwendung in anderen gesellschaftlichen Bereichen unterscheidet?

Fragt man nach einer Erklärung im Allgemeinen und betrachtet man einschlägige Diskurse zu Wissenschaftssprache, in denen man eine entsprechende Erklärung erwarten könnte, dann fällt auf, dass es auf die Frage nach der typischen Ausprägung der deutschen Wissenschaftssprache mehrere, z. T. konträre Antworten gibt. Die Erklärung von Wissenschaftssprache ist also offensichtlich ein vielschichtiges Unterfangen mit mehreren, sich teilweise widersprechenden Erklärungen. Wie in der Einleitung bereits angedeutet wurde, wird wissenschaftlicher Sprachgebrauch etwa über Ideale oder über Aspekte der sozialen Beziehungspflege (Hedging) erklärt. Es liegen hier also unterschiedliche Erklärungsansätze vor, die sich aus jeweils spezifischen theoretischen Annahmen und Schwerpunktsetzungen ableiten. Außerdem greifen diese Ansätze jeweils auf unterschiedliche Hintergründe und Diskurse zurück, haben jeweils unterschiedliche sprachliche Phänomene zum Gegenstand und haben außerdem unterschiedliche Zielsetzungen, weshalb das Erklären auch nicht immer ihr primäres Anliegen ist. Bei manchen dieser Erklärungen steht das Erklären explizit im Vordergrund, ist also Gegenstand des jeweiligen Ansatzes (z. B. beim Hedging), bei anderen ist das eigentliche Erklären weniger vordergründig (z. B. beim ‚Ich-Verbot‘), wenngleich auch da eine Erklärung vorliegt.

In diesem ersten Teil der vorliegenden Arbeit (A) steht die Diskussion von Erklärungsansätzen von Wissenschaftssprache im Zentrum, die mehr oder weniger dezidiert die eingangs vorgestellten Eigenschaften Objektivität und Faktizität im wissenschaftlichen Sprachgebrauch thematisieren, womit zugleich immer auch die Art und Weise der Autorpräsenz im Text betroffen ist. Zunächst werden hierfür die theoretischen Hintergründe verschiedener entsprechender Erklärungsansätze vorgestellt. Anschließend werden diese Erklärungen zu den Ergebnissen der hier vorgenommenen diachronen empirischen Untersuchung des Gebrauchs von Unbestimmtheitsmitteln in Beziehung gesetzt. Die zuvor vorgestellten theoretischen Hintergründe liefern dabei die Grundlage für die Hypothesenformulierung dieser empirischen Studie. Vor dem Hintergrund dieses Abgleichs wird diskutiert, inwiefern die vorgestellten Ansätze Potential zur